



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Gesammelte Werke**

Lebensfluten. Die Liebenden und der Narr. Märchen. Traumland

**Kurz, Isolde**

**München, 1925-**

Traumland

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72413](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72413)

Traumland







Vertrau dich, Seele, dem Schaukelfahn,  
Von Nachtgevögel umflogen,  
Nach einer Insel smaragdenem Plan,  
Zu deren Port nur die Geister nah'n,  
Durchschiffst er dämmernde Wogen.

Es geht in Finsternis sterndurchglüht  
Zur Trauminsel, der alten,  
Wo die Flammen noch leuchten, die hier versprüht,  
Und Lenze, die nie auf Erden erblüht,  
Ihre wonnigen Knospen entfalten.

Die Wasser von Traumland sind wunderbar,  
Wie keine Gewässer der Erde.  
Drin spiegelt sich alles, was ist und war,  
Sie wallen und waschen die Seele klar  
Von des Tages Staub und Beschwerde.

Dort pressen die Winzer den Purpurwein  
Und es blüht die Rebe daneben,  
Dort spielst du als Kind mit den Kindern dein,  
Dort paaren gefällig sich Sein und Schein  
Zu zeitlos göttlichem Leben.

Es wohnt beisammen im Wunderland,  
Was nie sich am Tage gefunden,  
Die suchenden Seelen, die lichtverwandt,  
Die Freunde, die keiner den andern gekannt,  
In Traumland sind sie verbunden.



Die Großen, die Göttlichen weilen dort,  
Von denen die Dichter gesungen,  
Sie tauschen gesellig dir Gruß und Wort,  
Und du wandelst mit ihnen am blumigen Ort,  
Wie vom gleichen Stamme entsprungen.

O Glück, das weit aus der Welt entwich,  
O Jugend, die stieg zu den Schatten,  
Gestirn der Liebe, das hier verblich,  
Ihr flogt mir voraus, ihr erwartet mich  
Auf Traumlands seligen Matten.



---

## Die Welt des Traumes

Das Traumland ist unser aller zweite Heimat, der Ort, wo wir uns vom Druck der Wirklichkeit und der starren Kette von Ursache und Wirkung erholen. Wir bringen ja auch fast die Hälfte unsres Lebens darin zu. Ich glaube bestimmt, man wird später einmal physiologisch nachweisen können, daß der Traum keine zwecklos närrische Zutat, sondern ein nützlicher und notwendiger Bestandteil unsres Lebens ist. Gemeinhin hält man ja den tiefen, traumlosen Schlaf für den erquickendsten, und ein solcher ist vielleicht wirklich die derbere körperliche Wohltat, allein er ist eine Leere, ein Nichts; ich erwache nach einem solchen Schlaf am Morgen mit einer Enttäuschung, daß es schon Tag ist, daß mir die ganze schöne Nacht gestohlen wurde, die langen Stunden, die mich durch ein geistreiches Spiel ergötzen, mir überraschende Mitteilungen bringen sollten, Stunden, in denen ich ein gesteigertes Leben hätte führen können, unwiederbringlich verloren sind. Natürlich sind böse Träume erschöpfend für Körper und Geist — so kann ja Arznei auch als Gift wirken —, aber ein leichtbewegtes Traumspiel scheint mir für die Seele beförmlicher als traumloses Schlafen; es schützt besser gegen den Druck des Tages, indem es einen andern Inhalt vor den seinigen stellt und Ausblicke in ganz andere Möglichkeiten des Seins sowie in eine grundverschiedene Art der Gedankenbildung gewährt und in der lebenswürdigsten Weise das Gesetz der Kausalität aufhebt. Der Physiologe wird uns wohl auch sagen, daß es neue Gehirnteilchen in Bewegung setzt, die vorher geruht haben, indes die schon ermüdeten ausschalten. Denn es ist etwas vom Glück der Kindheit



dabei, wo die Dinge den Augen so wunderbar blank und neu und doch unendlich selbstverständlich erscheinen. Man beachte auch, daß bei den zartgeschaffenen, empfindungsstarken Menschen das Traumleben stärker entwickelt zu sein pflegt als bei den stumpfen oder derben, entsprechend ihrer Verletzlichkeit, die einer stärkeren Ablenkung von den Qualereien des Alltags bedarf. Es ist überhaupt nicht abzusehen, wieso die allverbreitete Erscheinung des Traumlebens wäre, wenn sie nicht zum Plan des Ganzen mitgehörte.

Höchstes Traumglück, seligste Leidensspannung — wenn man von den geheimnisvollen schöpferischen und seherischen Träumen absieht, die nicht jedem beschieden sein können, — ist ja das Wiedersehen mit geliebten Toten, das sich das Herz nach dem Verluste meist so lange und schmerzlich ersehnen muß. Denn je unentbehrlicher sie im Leben waren, desto später pflegen sie zu erscheinen, gerade als müßten sie warten, bis die verletzte und ermattete Seele der Erschütterung des Wiedersehens gewachsen ist. Wenn sie dann endlich kommen, wie lebhaft deutlich ist ihre Gegenwart mit allen persönlichen Eigentümlichkeiten in Gang, Haltung, Mienenspiel und Klangfarbe der Stimme, als ob eine unsichtbare Platte das alles aufgefangen hätte und es nun zurückgäbe noch nach Jahrzehnten; wobei doch das Gefühl, daß sie tot sind, häufig wach bleibt und sich in dem ängstlichen Bestreben äußert, ihnen diese traurige Tatsache zu verbergen. Daß sie mitunter auch nicht zu voller Sichtbarkeit durchdringen, sondern nur wie mit dem geistigen Auszug ihres Wesens um uns sind, stört das Traumglück des Wiederfindens nicht, da wir gleichfalls entkörpert im Traumland verweilen. Neben solchen Meisterleistungen scheint mir aber doch das wesentliche, wenn auch viel bescheidenere Amt des Traumes das mutwillige Durcheinanderwerfen der Dinge zu sein, womit er uns vorübergehend von ihrer starren Logik befreit. Homer, der auf die bedeutungsvollen, wahrsagenden Träume so großen Wert legt — alle alten Dichter tun es —,



läßt diese durch eine schlichte Pforte von Horn zu den Menschen kommen, während auffallenderweise das eitle und nichtige Traumgelichter uns durch eine von geschnitztem Elfenbein besucht. Mit diesem Prachtthor scheint er doch andeuten zu wollen, daß auch die Gaukler und Fasler aus Traumland mit den platzenden Seifenblasen, wovon eine aus der andern entspringt, dem Menschen Gutes bringen. Das Bizarrste dient ja dem Traumgott, uns zu erheitern und zu erfrischen. So ließ er mich einmal während eines Sommeraufenthalts an der See neckischerweise eine Meeresfläche, die höher als der Strandboden lag, auf einer nach oben gerichteten Badeleiter erklimmen. Sobald ich auf der obersten Sprosse war, die schwankend an dem bewegten Wasser lehnte, warf mich der Wellenschlag herunter, ich kletterte aufs neue und versuchte immer wieder durch einen Aufschwung ins Wasser zu kommen, und dieser Kampf war neben der Mühseligkeit so neuartig und belustigend, daß ich mit einem eigentümlichen Verjüngungsgefühl erwachte. Überhaupt gehören die Wasserträume, besonders solche, bei denen ich mich selbst im Wasser befinde, zu meinen allererfreulichsten. Das Wasser pflegt alsdann lichtgrün und durchsichtig zu sein, von einer Beschaffenheit, die dem Tastsinn unbeschreiblich schmeichelt, denn die Berührung des Traumwassers mit der bloßen Haut ist viel genußreicher als die des wirklichen Wassers beim Baden. Freilich gibt es auch sehr befremdende Wasserträume, wenn zum Beispiel ein kleiner dunkler Bergsee, an dessen Ufer ich stehe, sich plötzlich erhebt und haushohe Wellen über mein Haupt schmettert, die schon durch den Luftdruck zu töten drohen, aber dann doch gefahrlos verrauschen — und wenn gar bei demselben Traumspaziergang dieselbe ängstliche Erscheinung sich mehrmals wiederholt!

Gewiß ist uns der Traum ebenso notwendig wie seine Geschwister: das Spiel und die Kunst. Ohne diese holde Dreieit wäre das Leben noch viel schwerer zu tragen. Auch der Hund träumt, die Katze spielt wie die kleinen Kinder, und gar das Spielen junger



Bären streift mit den Fragen, die sie sich gegenseitig schneiden, schon an mimische Darbietungen; der Vogel treibt den Gesang als Kunst und keineswegs nur um der Paarung willen. In dieser geschwisterlichen Dreizahl ist der Traum der erstgeborene Bruder und der transzendente, denn er geht in einem Raume vor sich, der kein Raum, in einer Zeit, die keine Zeit ist, und die Kausalität ist für ihn keine Schranke. Der Eingang ins Traumland ist ‚der Weg ins Unbetretne, nicht zu Betretende‘; zu dem Reich der Mütter, wo Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Wesens ewige Unterhaltung chaotisch durcheinandertwebt, wo man den Grund, worauf man steht, nicht sehen, den Schritt, den man tut, nicht hören kann, fand Goethe das Vorbild im Traumland.

Es ist eine krankhafte Erscheinung, wenn wir im Traum die Geschäfte des Wachens fortsetzen, wie schon Shakespeare sagt. Hier haben wir gleich die Gegenprobe zu der Ansicht, daß das gauklerische Traumspiel uns zur Entlastung diene. Dagegen soll es Menschen geben, die überhaupt nicht träumen, und von gewissen starren, grundnüchternen Pedanten und Bürokraten glaubt man das ohne weiteres, wie man sich auch bei ihrem Anblick sagt, daß diese Bedauernswerten als Kinder nicht gespielt haben, daß ihnen jeglicher Sinn für den Reiz des Unsinnigen fehlt, und daß auch die Kunst sie nicht zu beglücken vermag. Höchstens wird sie ihnen zum Wissensstoff und bildet so eine weitere Belastung mit Wirklichkeiten statt einer Befreiung von Gewichten, einer Erneuerung des Lebens.

Damit ist nicht gemeint, daß das Fehlen des Traumes immer notwendig eine profaische Anlage beweise. Neben den nüchternen Naturen, denen das Träumen versagt ist und die seiner wahrscheinlich auch gar nicht bedürfen, weil ihr seelisches Gleichgewicht nicht fortgesetzt durch feine Schwankungen ausgeglichen werden muß, gibt es auch phantasievolle Menschen, die wenig träumen, das sind solche, deren Beruf körperliche Anstrengung mit sich bringt. Ich habe es an mir selbst beobachtet, daß sich



das Traumvermögen nach körperlicher Ermüdung verringert, vorausgesetzt, daß diese nicht zu groß sei, sonst wird sie fieberhaft und steigert die Traumbildung. Im Zustande der Ermüdung, zum Beispiel nach einem Bergstieg, wenn das Hirn von den Eindrücken erregt und zugleich zur Sammlung unfähig war, habe ich des öfteren erlebt, daß anstatt der Traumvorstellungen das zuweilen sehr ergötzliche nächtliche Bildersehen eintrat. Das ganze Triebwerk der Gedanken stellte sich ab, und das innere Auge begann seine Tätigkeit. Vor diesem zogen lange Reihen höchst persönlicher und wahrscheinlicher Gestalten vorüber, eine wandelnde Bildnissgalerie, vielleicht Erscheinungen der Wirklichkeit, die das Auge irgendeinmal auf der Straße, auf Reisen, wahrgenommen hatte, ohne sie ins Gedächtnis einzutragen, und die nun infolge eines Reizes plötzlich wieder erweckt werden. Sie erscheinen bloß und verschwinden wieder ohne einen Bezug weder auf mich noch untereinander; wenn es ihrer zu viele oder wenn sie sonst lästig werden, vermag ich sie sogar wegzuwischen. Auf dieses Bilder- und Mienensehen folgt dann meist ein tiefer, traumloser Schlaf. Eigen ist es, daß solche vergessene Gesichter zuweilen auch am Tage auftauchen, aber sich dann nicht plastisch herausarbeiten können, sondern nur als höchst individueller Gesichtsausdruck, von dem man nicht weiß, wem er angehört, gleichsam als Geistgehalt eines Gesichtes, innerlich wahrgenommen werden.

Jahrelang hatte ich mir die Aufgabe gestellt, den Übergang aus dem Wachen in den Traum bewußt zu erleben. Dabei entdeckte ich bald, daß das Traumspiel früher anhebt als der Schlaf, zwar noch nicht in der verdichteten Gestalt wirklicher Träume, aber als herumflatternder Traumstoff. Nur war in jungen Jahren die Macht der Traumgesichte so groß, die Erschütterungen, die sie begleiteten, so heftig, daß regelmäßig beim Erwachen der Ausgangspunkt verschüttet lag. Erst in etwas vorgerückterer Lebenszeit, als der Wille den ungezügelter Traumgeistern die Stange zu halten begann, ließen sie sich einige sichere Beobachtungen ab-



ringen. Ich fand nun, daß die eigentliche Traumbildung stets durch eine längere Vorstufe des Halbtraumes eingeleitet wurde. Es war wie ein Gang durch barocke, oft ganz reizende Irrgärten, ein Irrgang halb abstrakter, halb konkreter Natur. Häufig hatte dieser Zustand die Form eines unpersönlichen Selbstgesprächs und fing mit unmöglichen Gedankenverbindungen an, die dem Geist vollkommen logisch erschienen und ihn zugleich durch eine entzückende Neuheit überraschten. (Ich spreche in der Vergangenheitsform, weil auch die Art des Traumspiels mit den Jahren wechselt und gewisse Wahrnehmungen, die ich früher aufschrieb, auf mein heutiges Träumen nicht mehr völlig passen.) Die tiefsten Wahrheiten über das innerste Wesen der Dinge gingen mir in einer wunderbar konkreten, aber nachher nie zu erklärenden Weise äußerlich sichtbar auf. Der Geist hantierte dabei mit völlig andern Mitteln als im wachen Zustand, und die Worte — denn dieser Vorgang spielt sich in Worten ab — hatten einen völlig andern Sinn. Es werden auch ungewollt neue Worte gebildet, um sowohl bekannte als auch völlig neue und fremdartige Dinge zu bezeichnen; mitunter sind es erstaunliche Zusammenziehungen: so glaubte ich einmal im Halbschlaf eine lange ästhetisch-philosophische Gedankenreihe, die sich auf Minna von Barnhelm bezog, durch das einzige Wort ‚Sök‘ ganz erschöpfend ausgedrückt zu haben. Ein anderes Mal kam ich aus diesem Dämmerzustand rasch wieder zu mir und hatte noch die Worte einer Traumsprache im Mund: Petilèn sagaras nosas, die ich sogleich aufschrieb. Was sie bedeuteten, verstand ich zu meinem Leidwesen nicht mehr, ich fühlte nur noch, daß sie etwas sehr Tiefgründiges ausgedrückt hatten, wofür die bekannten Sprachen gar keine Form haben. Wieder einmal sah ich tiefe Rätsel gelöst durch die Erkenntnis, daß aller Fluß des Seins auf Wirkung und Gegenwirkung des Ur-schin und des Tot-schin beruhe. (Dies geschah jedoch nicht im Halbschlaf, sondern in einem Volltraum, bei dem ich von streitlustigen Freunden in eine laute, leiden-



schaftliche Erörterung ästhetischer Fragen, die sich schnell zu einer philosophischen erweitert hatte, hineingezogen worden war.) Erwacht blieben mir nur die beiden Worte in der Erinnerung. Gewöhnlich findet man in solchen Fällen beim raschen Aufwachen, daß man statt der vermeintlichen Juwelen schauerliche Kohlen in der Hand hält. Wenn aber der Traumschleier nur langsam und unvollständig zerreißt, so sehen wir die neue, die hohe und tiefe, die jenseitige Bedeutung eben noch um die Ecke schlüpfen, wir fühlen noch ihren Wert, während wir ihren Inhalt schon nicht mehr verstehen können, und dieses Nichtmehrkönnen erregt ein staunendes Bedauern, weil wir uns noch der Möglichkeit eines völlig andern Denkverfahrens bewußt bleiben, eines Verfahrens, bei dem unendliche und ungeahnte Horizonte aufgetan und überraschende, von allem je gedachten durchaus verschiedene Ergebnisse gefunden werden. Um diese Gedanken aber nur annähernd in die Sprache des wachen Verstandes zu übersetzen, fehlt jedes Mittel. Und gerade im Augenblick, wo mir aufgeht, daß ich den gang und gäben deutschen Worten (denn das Reden in Zungen ist eine Ausnahme) einen ganz andern Inhalt geliehen habe, und nun in meinem Hirn nach der richtigen Bezeichnung suche, wird mir klar, daß der wache Verstand diesen Sinn überhaupt nicht zu denken vermag. Der Verlust ist schmerzlich, nicht nur wegen der wundervollen Neuheit des Gefundenen und weil dabei ganz andere Arten von Geistesstätigkeit als die bekannten vorausgesetzt sind, sondern weil sich alle Rätsel und Widersprüche des Ganzen in erstaunlich einfacher und freudiger Weise lösen. Dazu kommt noch eine logische Beweiskraft ad oculos, wie sie kein je am Tage gedachter Gedanke hat, denn diese Gedankengruppen sind nicht abstrahiert, sie sind unmittelbar sinnlich gegenwärtig, aber nicht etwa als Bilderschrift, sondern eben nur als sichtbare lange Gedankenketten, die wie Gebirgszüge geformt sind und ihre Kuppen und Zacken, schroffe Abhänge und niedere Vorberge haben. Übrigens läßt der Traum auch die Möglichkeit eines Denkens ohne



Worte erkennen, denn zuweilen empfängt man eine Mitteilung ganz ohne sprachliche Übertragung: zum Beispiel ich stehe im Vorraum einer Kirche, in deren Innerem eine Inschrift angebracht ist; diese kann ich zwar von meinem Standort aus nicht sehen, aber ich nehme dennoch ihren Inhalt wahr, ohne ihn in feste Form zu bringen. Oder es tritt mir ein Mensch entgegen, und ich kenne sofort, noch ehe er den Mund öffnet, die Sache, die ihn bewegt. Dieser Vorgang hat freilich seine Analogie im Leben, denn es kommt auch vor, daß ein wohlgehütetes Geheimnis uns in dem Augenblick bewußt wird, wo sein Träger, ohne die Übertragung zu ahnen, uns gegenübertritt. Aber im Grunde ist in beiden Fällen der Hergang doch grundverschieden, da ja der Traum das Geheimnis mitsamt seinem Träger selbst erfindet.

Ein unbeschreibliches geistig-körperliches Wohlbefinden, das vollkommenste Ausruhen von allen Stacheln des Konkreten in stärkender Ätherluft der reinen Begriffswelt war immer mit dem geschilderten Vorstadium des Traums, dem Traumdenken, verbunden. Hatte es eine gewisse Zeit gedauert, so verlangsamte sich sein Gang immer mehr, die Worte gingen in ein inneres Fallen aus, und nun trat der Übergang in den eigentlichen Traum ein. Diese Schwelle zu finden ist schwer; es gelingt nur, wenn eine gewisse Macht über den Traum überhaupt gewonnen ist, und auch dann natürlich bloß in Ausnahmefällen. Ich fand sie wiederholt auf der Grenze, wo der Begriff sich in das Bild der Sache verwandelt.

Danach erschiene das ‚Traumdenken‘ wie ein Phantasieren auf dem Flügel, ein Präludium, ehe das Stück beginnt. Nun fällt gleichsam ein Stichwort, und eine Gestalt setzt sich gegen mich in Bewegung. Sie ist vorerst nur ein Bild, also völlig flach, im Herankommen wird sie runder und leibhafter, aber nie bis zur vollen dreidimensionalen Körperlichkeit. An sie schließen sich sofort von rechts und links die Bezüge an, die gleich auch zu handeln beginnen, und ich bin im Stück mittendrin.



Dabei fällt mir ein Wort Schillers ein über die Art, wie bei ihm die dramatische Empfängnis vor sich gehe: den Anfang mache eine ganz allgemeine musikalische Stimmung, dann trete das Schauen hinzu, indem eine Figur oder mehrere sich von hinten nach vorn kommend in schräger Richtung über einen Tiefenraum bewegten<sup>1</sup>. Leonardos bekannter Ausspruch von den Flecken an der Wand, woraus die Bilder hervortreten, gibt gleichfalls zu denken. Im Grunde beginnt jede Schöpfung mit einer Trennung von Licht und Schatten. Im Anfang schied der Herr Licht und Finsternis. Aus der Finsternis sind natürlich alle lebenden Gestalten, die das Licht verdrängen, hergenommen, und ebenso ballen sich aus der Finsternis die Schattengestalten zusammen, aus denen Traum und Drama oder das Werk des Malers entstehen.

Nicht immer führt der Weg ins Traumland über den Irrgarten abstruser Gedankenverbindungen, und es mag tausenderlei Übergänge geben je nach Anlage des Schlafers; ich bemerke an mir selbst, daß der Eintritt neuerdings auf viel einfachere Weise stattzufinden pflegt: wenn die Tagesgedanken abgestellt sind, geht nur noch ein kurzes Gefasel voran, dann öffnet sich in meiner Nähe, aber in einem Raum, der keiner ist, so etwas wie ein dunkler Torbogen, daraus quellen graue, unbestimmte Schemen hervor. Sie sind durch keine feste Naturform gebunden und verschieben sich mit der äußersten Schnelligkeit, wie das wundervolle Farben- und Arabeskenpiel, das man bei geschlossenen Augen wahrnimmt und das schon beim allergeringsten, auch nur vorgestellten

<sup>1</sup> Die leibliche Verschwisterung von Traum und Dichtung liegt auf mehr als einem Punkt zutage. So kann der Traum verschiedene lebende Personen in eine einzige, höchst individuell gestaltete Zusammenrinnen lassen, in ganz derselben Weise, wie es in der Retorte des Dichters geschieht. Auch ist der Einfluß des Willens auf beide gleichermaßen hinfällig: wenn die Umgebung einen Poeten zum Schaffen ermahnt, statt ihm die Stimmung zu fördern, so tut sie etwas ebenso Widersinniges, wie wenn sie einen Schläfer wecken wollte, damit er um so lebhafter träume.



Wimpernzucken auseinanderflieht, um sich gänzlich umzugestalten. So sah ich während eines solchen Formenwechsels unlängst zwei Beine ohne dazugehörigen Körper ganz rasch an einer im Leeren stehenden Leiter hinaufklettern. Da die Spule der Wachgedanken noch nicht völlig abgewunden war, hatte ich gerade so viel Kritik übrig, um den Widersinn zu erkennen, wodurch das Einschlafen dann verzögert wurde. Normalerweise wäre mir gar nichts dabei aufgefallen. (Daß auch bei Halluzinationen schon halbierte Geistererscheinungen wahrgenommen worden sind, darf hier vielleicht vorübergehend erwähnt werden.) Ihre Verwandlungskünste setzen diese Traumelemente dann im tiefen Traume fort. Aus diesem Grunde sind so viele Träume gänzlich unersählbar, da die Sprache den unbegreiflichen Formverbindungen und Zweckverschiebungen nicht nachkann.

Es ist sehr schade, daß man in früheren Zeiten dem Traumleben so wenig ernstere Beachtung geschenkt hat. Wo man sich damit befaßte, geschah es zu engen Zwecken, um einen Blick in die Zukunft zu tun oder einen Wink für sein persönliches Verhalten in irgendeiner schwierigen Lage zu erlangen. Wenn man von den bedeutenden Menschen aller Jahrhunderte ihre Träume kannte, wieviel näher käme man dadurch nicht nur dem Wesen dieser Großen selbst, sondern auch dem Wesen des Traumes. Von Goethe kennt man jeden geschriebenen Wisch, aber die ganze Hälfte seines Innenlebens wird uns für immer verloren sein. Welchen Schatz hätten wir an seinen Träumen. Gewiß würden wir darin den unsichtbaren Urstoff erkennen, aus dem seine wache Gestalt sich gespeist hat. Die Träume der Dichter würden die Literaturforschung lehren, daß mancher Zug der Dichtung, dessen Herkunft ihr Kopfzerbrechen macht und dem sie mit gelehrtem Rüstzeug zu Leibe geht, glatt aus dem Traume herübergenommen ist, daß Verse von rätselhafter Schönheit, die mit dem Gedicht, in dem sie stehen, unlöslich verschmolzen sind, zuerst ohne Zusammenhang im Traume gelallt wurden. Auch psychologische Pro-



bleme, ganze Novellenstoffe mit dazugehörigen Namen, die sich nicht mehr davon ablösen lassen, usw. werden geträumt, wie ich aus Erfahrung weiß. Von Mörke habe ich in meiner Hermann-Kurz-Biographie einen in meines Vaters Papieren gefundenen humoristischen Traum veröffentlicht, der ohne allen Zweifel ein echter Traum ist, der aber mit seinen barocken Einfällen und seiner kunstreichen Anlage einer wachen Märchenerfindung gleicht.

Natürlich pflegen Alltagsmenschen auch alltägliche Träume zu haben, und solche Personen, die zwar einen starken Verstand, aber wenig Phantasie besitzen, wissen gleichfalls nichts von einem reichbewegten Traumleben. Es wird jedoch nicht nur von den verschiedenen Personen, sondern auch von der gleichen Person auf verschiedenen Altersstufen verschieden geträumt. Bekannt sind die immer wiederkehrenden Nachtgespenster, durch deren oft sehr phantasievolle Erfindung das Kindergehirn sich selber ängstigt. Mich verfolgte in früher Kindheit lange Zeit ein böser Geist, der ‚Häkelmann‘, der mit einem gewaltsamen Sprung zur Tür hereinschnellte und die Kinder, die sich unter Betten und Sofas verkrochen, mit seinem langen spitzen Haken hervorzog; ich fürchtete mich bis zum Wahnsinn vor ihm. Meiner Mutter dagegen ging in ihren Kinderträumen ein minder plastisches, aber dafür viel tiefsinnigeres Gespenst, der ‚Herr Loßspanner‘, nach, vor dem sie ein unsagbares Grauen hatte, ohne zu ahnen (sie bemerkte es sogar auch später nicht), daß der Name ein Todesymbol enthielt. Von Symbolen, die sich das Hirn erschafft, ohne sie zu verstehen, wird noch öfter die Rede sein.

Mit besonderer Hartnäckigkeit stellen sich im Kindesalter die ganz bestimmten Fiebertvorstellungen immer aufs neue ein: ich fühlte jedesmal, wenn ich fieberisch erkrankte, einen langen elastischen Faden an meiner Zunge befestigt, daran schwang ein ungeheures Etwas, das die Form eines schweren Federsacks hatte, aber das ganze Weltall enthielt. Seine Beschaffenheit, die mir im Fieber



ganz verständlich war, konnte ich hernach niemals erklären; wenn es von mir wegfuhr, atmete ich auf, wenn es zurückkam, meinte ich erdrückt zu werden, und so ging das Spiel zu meiner Pein weiter, wobei doch eine gewisse Befriedigung war wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache. Einmal, es war in meinem elften Jahr, wurde es so arg, daß ich mit einer Schere den lästigen Faden unterhalb der Zunge abzuschneiden suchte. Entsetzt entriß mir meine Mutter das Instrument, und ich hörte hernach trotz meiner Benommenheit still belustigt zu, wie sie dem Arzt erzählte, ich hätte versucht, mir die Zunge abzuschneiden, was mir doch gänzlich ferne gelegen. Mein ältester Bruder hatte gleichfalls jahrelang ein immer wiederkehrendes Fieberphantom; bei beiden verschwand das stereotype Bild im Heranwachsen.

Noch während meiner ganzen ersten Jugend blieb für mich der Traum ein tobendes Meer, auf dem die Seele hilflos umhergeworfen wurde, und ich hielt mich oft absichtlich lange Zeit wach, um den Eintritt all der unberechenbaren Möglichkeiten hinauszuschieben. Durch wahlloses Lesen hatte ich selber viel zu dieser Überbürdung der Phantasie mit Unheimlichem beigetragen. Freilich wurde die Not durch ein unbeschreibliches Traumglück ausgeglichen, das ich jetzt fast ganz verloren habe, — das Fliegen. Es begann fast immer damit, daß ich aus Übermut in einer Art Stechschritt umherstelte und allmählich die Füße statt auf den Boden in die Luft setzte, die mich zu meiner jedesmaligen Überraschung trug. Und jedesmal dachte ich dabei mit Freude: Wie oft habe ich es so geträumt, und nun ist es doch einmal Wahrheit geworden. Auch Abrutschen am Treppengeländer gab einen guten Anlauf, der nötig war zum Auffliegen, und meist mußte ich eine Zeitlang die Luft treten — ähnlich wie man, um sich zu halten, Wasser tritt —, bevor der Höhenflug begann. Je weiter über der Erde, desto leichter und beglückender der Flug. Flügelschlag war keiner dabei, und einmal war es geradezu ein horizontales Schwimmen im Äthermeer. Mitunter gelang es nicht, den Flug in die Höhe zu schrauben,



es blieb ein ängstliches und mühsames Flattern in geringer Höhe über dem Boden, wobei ich etwa bemüht war, mich einer Gefahr zu entziehen. Einmal flatterte ich so durch die Baumkronen einer abenddämmernden Allee und genoß die wilde Lustigkeit eines Nachtvogels, der von Ast zu Ast huscht. Der Hauptsache nach waren aber die Jugendträume entsetzlicher Art. Wie oft sollte ich ermordet werden oder mich zur Hinrichtung bereiten, gelegentlich auch als geschichtliche Person, z. B. als Maria Stuart, wobei ich natürlich im kritischen Augenblick erwachte. Einmal überdauerte der Traum auch das Sterben, ich entschwebte, nachdem das Beil getroffen hatte, ätherleicht der Nichtstätte, wo der Leib zurückblieb, durchglitt ungehemmt Wände und Mauern und verflüchtigte mich am Ende ins Nichts, das heißt: in den traumlosen Schlaf. Besonders gräßlich war es, in unbegreiflicher Weise eins der Lieben in Gefahr gebracht oder ins Verderben gestürzt zu haben. Hier wirkten Nachklänge der Kindheit herein: eine unendlich zärtliche aber allzu leidenschaftliche Erziehung, bei der oft ein kleines ungewolltes Versehen tragisch genommen wurde, hatte in der jungen Seele des öfteren ein grundloses Schuldgefühl erweckt, das dann streifenweise und unzusammenhängend wie eine ängstliche Wolke noch später durch die Träume zog. Auch gemeine Verbrechen hat der Traum mir gelegentlich aufgebürdet; freilich fand ich mich selber niemals bei der That, sondern erst nachdem sie schon begangen war, angstvoll bemüht, die Folgen abzuwenden und völlig rat- und fassungslos, wie ich zu solchem abscheulichen Tun gekommen war. So sollte ich einmal einen unbekanntem Toten unter die Erde bringen, an dessen Tötung ich irgendwie mitschuldig war, ich wußte nicht wie noch warum. Ich quälte mich in einer dunklen Grube ab, von Seelenangst und Reue ganz zerrissen. Zwar war der Tote genau besehen kein Mensch, sondern ein kleines mopsartiges Tier, das mir Ekel einflößte, und nach einiger Zeit war es auch kein Tier mehr, sondern ein unbegreifliches, durchscheinendes Etwas, das ich nur um



jeden Preis nicht mehr sehen wollte. (Nachträglich frage ich mich, ob nicht auf die Gestaltung dieses Traumes vielleicht einerseits der Schlußakt des Fabelio, andererseits der verwandelte Mops aus Goethes Märchen eingewirkt hat.) Ein anderes Mal ging ich im Traume arglos durch die Straßen von Florenz, nur belästigt durch ein größeres Paket auf meinem Arm, weil es dort nicht üblich ist, daß eine Dame dergleichen selber trägt. Plötzlich ward es mir bewußt, daß in dem Pack sich Kleider befanden, häßliche, gelb- und graugestreifte Alltagskleider, die ich soeben aus einem mir wohlbekannten Schauladen auf der Piazza Signoria entwendet hatte. Und nun mit einem Male das vernichtende Schamgefühl, die schreckliche Verlegenheit, wie die Beute loswerden, bis es mir in einem Seitengäßchen gelang, sie in einem fremden Hausflur niederzulegen und schleunigst das Weite zu suchen. In diesen beiden Fällen waren wenigstens Gewissen und Scham noch lebendig. Es gibt aber auch Träume, die völlig amoralisch sind, wie die Seelenverfassung des geborenen Verbrechers. So stand ich einmal am Fenster und sah unten einen von mir sehr geschätzten Freund zur Hinrichtung vorüberführen, und plötzlich fiel mir ein, daß das Verbrechen, wegen dessen er sterben sollte (ich wußte übrigens nicht, worin es bestand), ja gar nicht von ihm, sondern von mir selber begangen war. Gleichwohl sah ich ganz ruhig dem Zuge nach, wie einem Schauspiel, das mich nichts anginge, das Gefühl war in diesem Falle ganz ausgeschaltet, und erst beim Erwachen ging mir die grausige Nichtswürdigkeit dieses Traumes auf. Es ist neuerdings üblich geworden, dem Träumer eine gewisse moralische Verantwortung zuzuschreiben, als ob der verbrecherische Traum der Ausdruck geheimer, am Tage unterdrückter Wünsche oder Anlagen wäre. Die genannten Beispiele zeigen in ihrer Ungereimtheit das Irrige dieser Auffassung. Vielmehr war mir im ersteren Falle gleich beim Erwachen klar, daß ein früher vernommener merkwürdiger Diebstahl aus einem Schauladen mit nachfolgender Wiederbringung des



Gegenstandes der Phantasie die Richtung gegeben hatte, wobei die Tat durch Verwechslung auf das träumende Ich selber abgewälzt wurde. Im anderen dürfte vielleicht eine blasse Nachwirkung von Schillers ‚Bürgschaft‘ zu suchen sein, gegen welches Gedicht ich mich als Kind verstockt hatte, so daß ich stets die geforderte Rührung ablehnte, was mir von den Erwachsenen als Fühllosigkeit vorgeworfen wurde, — darin fände die unfasßbare Gefühlstumpfheit dieses Traumes ihre Erklärung. — Zur Zeit sind es ja vor allem Ärzte, die sich mit Traumforschung beschäftigen; ihnen führt ihr Beruf hauptsächlich krankhaft angelegte, wohl auch seelisch minderwertige Personen vor, deren Traumbewußtsein so wenig wie das wache dem normalen Menschen entspricht. Dieser Umstand hat auch die meines Erachtens allzu ausschließliche physiologische Deutung des Traumursprungs, die jetzt bräuchlich ist, zur Folge.

Selbstverständlich spielen leibliche Reize mit herein, zum Beispiel bei dem peinlichen Gefühl des Fallens und dem des bekannten Nachtgehens im Traume; in mittelbarerem Sinne gewiß auch bei den von vielen bezugten Heilträumen, die ja im Altertum eine öffentliche Einrichtung waren. In Epidaurus sieht man noch die Unterbauten des Asklepiostempels, wo der Gott den Kranken im Tempelschlaf die therapeutischen Weisungen gab, die dann allerdings, ebenso wie andere Orakel, durch eine dafür erzogene Priesterschaft gedeutet wurden. Die Reste der dortigen Prachtbauten und das wohlerhaltene Theater des Polyklet beweisen, daß die Kuranstalt starken Besuch hatte, was ohne gewisse Erfolge doch nicht auf die Dauer möglich gewesen wäre. Im eigenen Lebenskreise ist mir nur der sicher beglaubigte Fall eines Bauernmädchens vorgekommen, das bei einer schweren Ruhrerkrankung von einem heilkräftigen Gurkensalat träumte, sich auch hinter dem Rücken ihrer entsetzten Mutter das drastische Mittel verschaffte und in Folge der Rosßkur pünktlich genas.

Im ganzen vergißt man aber bei der einseitig physiologischen



Auffassung doch die Hauptsache, daß der Traum vor allem Dichter ist. Wie der dichtende Geist sich mit gleicher Leichtigkeit in die Seele des Verbrechers wie in die seines Opfers versetzt, so ist auch dem Traume im weiten Umkreis der Möglichkeiten nichts Menschliches fremd. In die rätselhaften Taten und Regungen des Träumers ist etwas von dem tiefen Sinn des indischen *tat twam asi* (das bist du) hineingeheimnißt. Damit soll der Physiologie nicht zu nahe getreten werden, es sind eben alle Dinge so fein und so verwickelt eingerichtet, daß überall körperliche und geistige Ursachen nebeneinander hergehen und sich verschlingen. In der maßlosen Phantasterei, die die Naturgesetze nicht achtet, wirft der Traum auch die moralischen wirr durcheinander. Dabei kommt es ihm nicht darauf an, eine Handlung mit einer Person zu verkoppeln, die dafür nicht im geringsten geeignet ist. So sah ich einmal einen Mann, der zu Deutschlands Leuchten gehörte, im Traume trommelschlagend vor der Heilsarmee herziehen und hatte dabei den Eindruck, daß eine solche Entwicklung bei ihm naturgemäß kommen mußte. Hier lag die Erklärung gewiß darin, daß wir einmal zusammen von den Wunderlichkeiten der Heilsarmee gesprochen hatten und daß daraufhin der Traum ihn selber in diese Vorstellung verflocht. Nun schritt er so natürlich und selbstverständlich mit den ihm eigenen Bewegungen vor dem Zuge her, daß ich von der inneren Richtigkeit des Bildes ebenso überzeugt sein mußte wie von der äußeren. Gleichertweise verstrickt auch der Traum das eigene Ich des Träumers in seine falschen Gedankenverbindungen.

Wenn der Traum einerseits die größten Fehlgriffe im Verkoppeln von Personen und Handlungen begeht, so kann er andererseits zum feinen Seelenforscher werden und die Spürkraft eines Detektivs entwickeln. Denn es kommt vor, daß er Menschen, die in unserem Herzen einen großen Platz einnehmen und die vor unseren wachen Gedanken unanfechtbar dastehen, hartnäckig in eine fragwürdige Beleuchtung rückt und Enthüllungen über ihr eigent-



liches Wesen bringt, die wir wie ein Unrecht von uns weisen, bis das Leben kommt und ihm auf einmal recht gibt. Er wollte uns warnen, und wir haben ihm nicht geglaubt, als er unsere eigenen unbewußten, aus der wachen Vorstellung verbannten Wahrnehmungen zur Anschauung brachte. Dagegen eignet er sich in anderen Fällen auch glänzend zum Verteidiger, denn wenn eine befreundete Person uns ein Übles zugesügt hat, das wir nicht vermeiden zu können glauben, ist er imstande, sie plötzlich wieder in der ehemals geliebten Gestalt vorzuführen und vieles schon vergessene Gute lebendig aufzufrischen, daß ein versöhnliches Gefühl an die Stelle von Groll und Empörung tritt. Somit hat der Gaukler gelegentlich auch eine sittliche Aufgabe zu erfüllen. Und wie liebenswürdig ist es von ihm, daß er mich so gern dann, wenn die Umstände mir ein anhaltendes Stubensitzen aufnötigen, mit bezaubernden Landschaftsbildern heim sucht.

Mit zunehmenden Jahren werden nicht nur die Träume an sich leichter, sondern der Träumer kann auch, wenn er sich stark bemüht, eine gewisse Herrschaft über sie erlangen. Ungefähr um die Mitte des Lebens gewann ich die Fähigkeit, mich aus den Angstträumen zu retten, indem es mir, anfangs seltener, dann immer häufiger, gelang, durch bewußten Entschluß mitten im Traume die Macht des Unbewußten zu brechen. Ich lernte es, wenn die seelische Spannung zu groß wurde, mich durch einen jähen Ruck aus dem Banne zu reißen, ohne daß ich dabei notwendig ganz zu erwachen brauchte. Ich wartete nicht mehr, bis das Weil gegen mich erhoben wurde, sondern brach den Traum schon ab beim Anblick der schrecklichen Zurüstungen. Ja, der Geist war mitunter imstande, bei den ersten drohenden Anzeichen das Gespinnst zu zerreißen. Zum Beispiel, ich sehe von weitem eine Gestalt auf mich zukommen, sie ist noch fern, aber schon ahnt mir Unheil, mein Herz beginnt zu klopfen, und mit jedem Schritte, den sie tut, steigert sich meine Angst bis zum wildesten Grausen; ich weiß, es ist der Mörder, der mich sucht. Jetzt aber lehnt der Wille



sich auf, etwas in mir sagt deutlich: es darf nicht sein! und bevor noch das Schrecknis mich ganz nahe antritt, rettet mich der Wille in die dreidimensionale Welt. Zuweilen ist in solchen Fällen die nachzitternde Erregung imstande, das gleiche Traumbild oder ein ihm ähnliches, aber in abgeschwächter Gestalt, sogleich noch einmal hervorzubringen. Dies sind jedoch Ausnahmen; gewöhnlich tritt nach solchem gewaltsamen Willensaufschwung Ruhe ein, gewissermaßen eine Lähmung der Traumphantasie, und erst am Morgen beim völligen Erwachen spürt das Hirn die Anstrengung, die zum völligen Zerreißen der Traumfessel nötig gewesen.

Der Einfluß des Willens auf den Traum ist jedoch bloß ein verhindernder: er kann sich wehren, er kann die Tafel blank wischen, ein Bild willkürlich darauf hervorrufen kann er nicht, außer etwa im Fieberzustand. Je mehr man wünscht, von einer bestimmten Person, einer bestimmten Gegend zu träumen, desto weniger wird es der Fall sein. Ganz unmöglich ist es auch, ein ärgerliches oder unzulängliches Traumbild beim Erwachen nachträglich zu verbessern. Wer hat nicht schon, solange der Antrieb noch vorhielt, wach im Bette liegend und dem Traume nachsinnend, versucht, eine fruchtlos gebliebene Traumbemühung willkürlich in eine zum Ziel gekommene umzudenken? Vergebens; ich kann mir ein im Wege liegendes Hindernis nicht überschritten vorstellen, kann den verfrüht abgefahrenen Bahnzug nicht zurückrufen, einen Gegenstand, der für seine Zwecke ungeeignet war, auch nachträglich mit allem Aufwand der Einbildungskraft nicht in anderer zweckentsprechender Form sehen, um die Aufgabe, an der ich im Traume gescheitert war, doch noch in Gedanken zu lösen. Das Traumbild haftet unverändert auf der geistigen Netzhaut, bis es allmählich erlischt.

Auch ganz vergessene Träume senden bisweilen noch am Tage ein blasses Nachbild herauf: da weht es plötzlich wie ein Schleier vorüber, ich weiß, es ist der Traum der jüngsten Nacht, von dem



ich am Morgen nichts mehr wußte. Jetzt meine ich ihn zu fassen, aber weg ist er. Es kann der Fall sein, daß diese Eindrucksfähigkeit sich bis zur Verfolgung steigert. — Daß zuweilen beim Erwachen noch Reste des Traumes zurückbleiben, kommt gleichfalls vor: zum Beispiel ich habe von einer abwesenden Person etwas Widersinniges geträumt, ich erwache, die Person ist aber für mich noch da, und nun erzähle ich ihr meinen närrischen Traum.

Noch einer rätselhaften Besonderheit des Traumes soll hier gedacht sein, der gelegentlichen Verdoppelung, ja Verdreifachung des Traumbildes, die als zeitliche Aufeinanderfolge wirkt, wie es uns ja auch im Leben überkommen kann, daß wir einen ganz neuen Ort schon einmal gesehen, eine augenblickliche Lage ganz genau ebenso schon erlebt hätten. Von einem verdreifachten Traumbild werde ich in meiner Traumchronik ein Beispiel geben, das um so hübscher ist, als nicht nur das Traumbild selber, sondern auch noch seine Verdreifachung eine eigene symbolische Bedeutung hat, die mir erst später zum Bewußtsein kam.

Daß der Traum durch Symbole spricht, wenn er uns etwas Wesentliches sagen will, ist eine alte Erfahrung: alle berühmten Träume aus der biblischen Geschichte und aus dem klassischen Altertum sind symbolischen Charakters. Ebenso äußerten sich die Orakel unter dem Siegel des Symbols, daher die irreführende Vieldeutigkeit des delphischen Gottes. Ein Mustertraum aus der hürnenen Pforte war der von Goethes mütterlichem Großvater, der sich in einer Ratsversammlung sah, wo plötzlich einer der Schöffen aufstand, ihm höflich seinen Platz anwies und hinausging, was der noch jüngere Ratsherr richtig dahin deutete, daß jener Schöffe in Bälde sterben und er seinen Sitz einnehmen würde. Sehr ausdrucksvoll ist auch ein Traum aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der von dem Feldhauptmann Muzio Attendolo Sforza, dem Stammvater des berühmten Fürstengeschlechts, berichtet wird. Der Sforza träumte in der Nacht vor einem kriegerischen Unternehmen, er befinde sich mitten in einem See in



sehr großer Lebensgefahr und rufe den ihm erscheinenden heiligen Christophorus, den Schutzpatron gegen Wasserstot, um Hilfe an, der Heilige aber blicke weg und kehre ihm den Rücken. Als er nun am anderen Morgen gegen den Rat seiner Unterfeldherrn, denen er den Traum erzählte, den geschwellenen Sangro bei seiner Mündung ins Meer, wo er eine seeartige Erweiterung bildete, überschreiten wollte, ertrank er unter ergreifenden Umständen.

Der Traum des Sforza gehört unter die Warnträume, die aus dem geheimnisvollen Gebiete der Ahnungen stammen. Solche überkommen die Seele auch im wachen Zustand. Ein besonders merkwürdiger Fall, der mir von völlig zuverlässiger Seite beglaubigt ist, ereignete sich bei der Durchstechung des Semmering. Der später wegen seiner vorzüglichen Wegbauten in Persien zu hohen Ehren gelangte und vom Schah Nasr-Eddin zum Pascha erhobene deutsche Ingenieur v. G. war als junger Mann mit einer Tunnelstrecke der Semmeringbahn betraut. Eines Abends wollte er sich nach vollendeter Arbeit zur Ruhe legen, empfand aber beim Auskleiden ein inneres Widerstreben, daß er sich förmlich dazu zwingen mußte. Als er zu Bette lag — es war gegen 11 Uhr —, steigerte sich die Unruhe zu solcher Heftigkeit, daß er wieder aufsprang, sich mit fieberhafter Eile in die Kleider warf und, ohne zu wissen warum, nach dem Tunnel stürzte. Dort ergriff er, wie seiner nicht mächtig, den Strang der Glocke, mit der die Arbeiter aus dem Tunnel gerufen wurden, und während er das Seil schwang und die Glocke weithin dröhnte, fragte er sich noch: Was werde ich den Leuten zur Erklärung sagen können? Aber es bedurfte keiner Erklärung: kaum waren die Arbeiter — es sollen an 1400 Mann gewesen sein — bis zum letzten herausgeströmt, da stürzte mit Donnerkrachen der Tunnel ein. — Überkommt eine solche Ahnung einen Schläfer, so nimmt sie eine winkende oder warnende Gestalt an wie im Falle des Sforza.

In den zwei vorhin angezogenen Fällen wurde das Traumsymbol von dem Schläfer beim Erwachen verstanden. Aber sehr häufig



geschieht es, daß der träumende Geist das Rätsel, das er sich mit dem Symbol aufgegeben hat, selber gar nicht zu lösen weiß, wovon ich in meiner Traumchronik einige Fälle erzählen werde. Hier beginnt schon die Spaltung des Ichs im Traume, die sich häufig auch darin äußert, daß wir in höchster Bewunderung und Ehrfurcht vor einer geistvollen, tiefsinnigen oder witzigen Antwort stehen, die uns ein Gegenredner gegeben hat, und beim Erwachen sehr erstaunt sind, daß der ausgesprochene Gedanke doch im eigenen Hirn entsprungen ist.

Ebenso kann das Traum-Ich sich in einen Rufer und einen Gerufenen spalten. So ist es mir mehrmals nacheinander begegnet, daß ich mich nach ermüdenden Gängen am Tage auf eine halbe Stunde niederlegte mit der Uhr neben mir und mit dem festen Vorsatz, einer Verpflichtung wegen zu genau bestimmter Zeit munter zu sein. Allein ich wäre doch verschlafen, hätte mich nicht jedesmal auf die Minute ein starker, aber scheinbar durch große Ferne gedämpfter Klingelzug — er erscholl wie durch Watte — geweckt, der nicht von Menschenhand herrührte, sondern im eigenen Hirn entstanden war.

Hierher gehört ein Fall, der romanhaft klingt, aber sicher verbürgt ist. Mein Vater war in seiner Jugend kurze Zeit mit einem jungen Mädchen verlobt, das auf väterlichen Befehl entsagte, um einen andern zu heiraten, aber die erste Liebe nicht vergessen konnte. Eines Nachts, als sie mit ihrem Kindchen fest schlief, träumte sie, mein Vater trete in seiner Jugendgestalt herein und rufe sie laut bei Namen. Sie fuhr beim Klang der langentbehrten Stimme in die Höhe, da sah sie das Zimmer von Rauch erfüllt, aus dem Nebenraum züngelten Flammen, und sie hatte eben noch die Zeit, sich und das Kind aus dem nächtlichen Brand zu retten.

Ein sehr hübsches wahrsagendes Traumgesicht erzählte mir einmal der Dichter Wilhelm Herz. Seine Schwägerin, die mit ihrem Mann in einer Pension in Genf lebte, wollte sich eines



Tages beim Zeichen der Tischglocke schnell noch die Hände waschen, da sah sie ein kleines Spinnchen im Waschbecken zappeln. Sie fischte es vorsichtig aus dem Wasser, um es zu retten, zog nach dem Waschen schnell noch ihre Ringe an und ging zu Tische. Unter der Mahlzeit bemerkte sie, daß ihr der wertvollste Brillant aus einem der Ringe fehlte. Sie klagte den Nachbarn ihren Verlust, und nach Tische begann ein allgemeines Suchen; den Diensthöten wurde ein hoher Finderlohn versprochen, wenn sie den Stein brächten. Alles umsonst! Des Nachts im Bette überdachte sie nochmals alle Umstände, die mit dem Verschwinden des Steins zusammenhingen. Da träumte ihr gegen Morgen, die Spinne komme vor ihr Bett gekrochen und gebe ihr den Rat, beim Aufstehen drei Schritte gegen das Fenster zu machen und sich dann zu bücken, da werde sie den Stein finden, und das solle ihr Dank für die Lebensrettung sein. Die Schläferin erwacht, ein allererster Lichtschein fällt durch die Scheiben, sie gleitet leise vom Bette, um ihren Mann nicht zu wecken, macht drei Schritte gegen das Fenster, bückt sich, aus dem Teppich bligt ihr etwas entgegen: der Brillant, der sich im Gewebe verfangen hatte. Der Dichter, dem ich die Erzählung verdanke, irrte gewiß nicht mit der Erklärung, daß die Dame schon, als sie aus Waschbecken trat, das Blitzen am Boden bemerkt hatte, aber durch das Spinnchen von der Wahrnehmung abgelenkt wurde, bevor sie in ihr Bewußtsein drang, worauf erst der Traum Spinne und Stein wieder zusammenbrachte in der sinnigen Form, daß das Tierchen selbst als Wiederentdeckerin des verlorenen Juwels erschien. Also kam auch hier die scheinbare Wahrsagung aus dem Hirn der Träumerin selbst.

Die Spaltung des Traum-Ichs kann schließlich auch so weit gehen, daß der Träumer körperlich in zwei Personen zugegen ist, wobei er in beide die Zentralität des Ichgefühls bei verschiedener oder sogar gegensätzlicher Willensrichtung verlegt. Zu einer Zeit, wo ich eifrig Empirestudien trieb, saß ich einmal im Traum als



Napoleon auf einem Sessel und stützte mich als Marie Louise auf die Lehne und schwebte sogar noch in verbleichender Gestalt als Josephine hinaus.

So gut wie die verschiedenen Personen verschieden träumen, wird man vielleicht daselbe von den Völkern annehmen dürfen, die ja auch nur große Individuen sind. Die Griechen scheinen besonders bunt und lebhaft geträumt zu haben, wie die Redensart beweist, und da erwachte ich, womit man einen wilden Aufschneider spöttisch abtrumpfte. Dagegen ist es mir in Italien immer aufgefallen, wie wenig das doch künstlerisch so stark begabte Volk den poetischen Reiz des Traumspiels kennt. Da dort jedes Traum-bild in eine Lottonummer verwandelt wird, so ist es gerade, als hätte durch diesen Mißbrauch zu materiellen Zwecken der Traum seinen Unschuldssadel eingebüßt. Ich habe nie von einem Italiener einen Traum um seiner selbst willen erzählen hören, immer nur in bezug auf das Lotto, wobei es dann natürlich auch merkwürdige Zufälligkeiten gibt, wie daß ein Verstorbener im Traume erscheint, um seinen Angehörigen unter durchsichtiger Verhüllung drei Nummern zu geben, und daß dann wirklich das ersehnte Terno gewonnen wird. Das libro dei sogni enthält rein gar nichts als die Umwandlung aller Gegenstände, von denen man etwa träumen kann, in die betreffenden Zahlen. Die Bettelmönche vor allem werden als die Besitzer glückbringender Nummern angesehen.

Daß es früher anders war, daß man hinter dem Traum höhergerichtete seherische Kräfte suchte, läßt sich aus manchem geschichtlich überlieferten Traume wie dem des Sforza schließen. Auch von den Jüngern des heiligen Franziskus sind bedeutungsvolle Träume erhalten. Also verändert sich vielleicht auch bei den Völkern wie bei den Einzelmenschen die Art des Traumspiels mit den Altersstufen.

Einen mit jugendlicher Bildkraft geträumten symbolischen Traum erzählte mir unlängst eine achtundachtzigjährige Dame, die der



Niedergang Deutschlands tief bedrückt: Sie trat in einen Raum, wo adlige Frauen Kränze wanden, und sah eine Menge Kränze von Eichenlaub, je sieben Blätter ineinandergesteckt. Sie fragte, ob jedes Grab einen Kranz haben solle, da wurde ihr geheimnisvoll geantwortet, die Kränze seien nicht für Gräber. Ach, darum so klein, dachte sie, weil jeder für ein Haupt bestimmt ist. — Dieser Trost- und Wunschtraum bedarf keiner Erklärung, nur darauf möchte ich hinweisen, daß auch das adlig hier symbolisch zu fassen ist.

In jüngeren Jahren hatte ich mir vorgenommen, ein Tagebuch über meine Träume zu führen. Da aber meist die Zeit zur Niederschrift gebrach und es mir auch häufig schien, daß ein so starker Eindruck, der oft nur durch den fehlenden Zusammenhang mit der Aufeinanderfolge des wirklichen Lebens von diesem in der Erinnerung zu unterscheiden war, ohnehin unauslöschlich sei, kam nur ein kleiner Bruchteil davon auf das Papier. Ich wähle die zusammenhängendsten und sinnreichsten aus oder solche, die über Wesen und Entstehungsart des Traumes etwas Besonderes zu sagen haben. Manches ist natürlich nicht mitteilbar, weil allzu sehr mit Persönlichem durchflochten. Vor allem sträubt sich die Feder gegen den übersinnlichsten und bedeutungsvollsten meiner Träume, an dem etwas von der Scheu des Unnennbaren haftet und den ich nur deshalb einen Traum nenne, weil ich kein anderes Wort für den unbegreiflichen Zustand finde.

Der vorliegenden Traumchronik habe ich keinen Strich hinzugebichtet, sonst wäre ja mein Zweck, der Traumforschung zu dienen, verfehlt. Weil die Einflüsse der Umgebung auf Gestaltung und Stimmung des Traumbilds einwirken (in Italien waren meine Träume meist heller und plastischer als in Deutschland), werde ich, soweit es sich aus der flüchtigen Niederschrift oder meiner Erinnerung feststellen läßt, auch Zeit und Ort des Traum-erlebnisses beifügen.



---

## Traumchronik

Der heiterste meiner Träume, der in meine zwanziger Jahre fällt, möge den Reigen der Traumchronik eröffnen.

Ich befinde mich im Traum auf meinem Zimmer in Florenz und soll eine Schrift lesen, die mir hingereicht wird und die etwas sehr Anziehendes zu enthalten scheint, also wahrscheinlich die Geschichte, die ich nachher träume. (Es ist diese Art von Einleitung, die im Traume häufig vorkommt, eine Analogie zu dem Verfahren des Dichters, wenn er aus einer künstlerischen Notwendigkeit — der Traum hat natürlich keine — die eigene Erfindung als aus einer alten Handschrift oder dergleichen stammend, einführt.) Nun kann man ja bekanntlich im Traum Geschriebenes oder Gedrucktes meistens nicht lesen. Ich mühe mich denn auch über die Massen, aber es ist, als wäre mir Atropin ins Auge geträufelt, ich sehe die Schriftzüge wohl, aber vermag sie nicht zusammenzubringen. Auf einmal bin ich mitten in der Sache drin: Schrift und Zimmer und ich selbst sind verschwunden, der Schauplatz ist eine ferne Insel mitten im Weltmeer, die in leuchtendem Smaragdgrün, flach und rund wie ein Pilz, nur wenig über die Wasseroberfläche emporragt, so wie ich mir in der Kindheit die Inseln überhaupt vorgestellt hatte. Ich bin jedoch nicht eigentlich leiblich dort, sondern nur wie durch eine geistige Spiegelung zugegen. Die ganze Insel besteht aus einer einzigen grünen Wiese mit hohen Bäumen und ist der Sitz der berühmten Liebespaare aller Zeiten und ihrer Dichter, die dort beisammen wohnen, aber alle in Vögel verwandelt. Herr oder Statthalter der Insel ist Amor. Dieser hat soeben eine Versammlung seiner Untertanen einberufen



und steht in seiner nackten Puttengestalt im hohen blühenden Grase vor einem ungehauenen Baumstamm. In der Hand hält er ein weißes Kommandostäbchen, ähnlich dem Taktstab eines Kapellmeisters: es ist ein Pfeil aus seinem über die Schulter hängenden Köcher. Mit diesem klopft er auf den Baumstamm und gebietet Stille, denn es singt und jubiliert alles durcheinander. Die Vögel verstummen, aber als ihr Gebieter sich zu einer Rede anschickt, flattert zu seiner Linken plötzlich Goethe als Zeisig von seinem Ast herab (ich kannte den Zeisig nicht von Ansehen, aber ich wußte genau, daß dieser Vogel ein Zeisig war) und gibt der tiefer unten in den Zweigen sitzenden Frau von Stein einen Kuß. Als bald sproßt unter ihnen eine schöne Blume an hohem Stengel empor. Den Gott verdrießt die Störung, er klopft nochmals nachdrücklich mit dem Stäbchen, und um den Frevler zu bestrafen, beginnt er nun seine Anrede, indem er parodistisch-altkling den Ton des alternden Goethe nachäfft, folgendermaßen:

Von stolzen Schiffen stattlicher Bemastung  
Sieht dieser Hafen friedliche Entlastung,  
Und nach so mancher Irrfahrt in der Welt  
Ist gleich und gleich am Ende wohlgestellt.

Hier unterbrach ein schriller Klingelzug den Traum, es war der Postbote, der einen sehnlich erwarteten Brief brachte. Die Langschläferin vergaß, sich zu überzeugen, ob vielleicht ein sehr lauter Vogelgesang den Traum hervorgerufen hatte.

\*

In einer der nächsten Nächte wurde ich schon wieder auf eine Insel versetzt, die diesmal stark bewaldet war und wirre, wilde Zustände hatte. Die Affen waren dort der herrschende Stand geworden und hatten den Menschen verdrängt oder ausgetilgt. Ich wurde längere Zeit von einem bösen Schimpansen verfolgt, bis ich vor Angst erwachte.

\*



In meinen ersten florentinischen Winter von 1877 auf 78 fällt ein schauerlicher Traum. Die schwarzverlarvten Brüder der *Misericordia*, dieses Überlebsel des Mittelalters, das mich immer unheimlich an seinen Ursprung in der Pestzeit erinnerte, hatten mir in den damals noch engen und altertümlichen Straßen, wenn sie im Eilschritt mit einer Bahre vorüberzogen, einen tiefen Eindruck gemacht. So stand ich nun im Traum auf den Domstufen und sah die schwarzen Brüder in ihren langen Gugelmänteln und schwarzen Masken, den Pilgerhut im Nacken, mit schwarzer Fahne und brennenden Fackeln des Weges eilen, von allen Vorübergehenden wie üblich durch Hutabnehmen begrüßt. Sie trugen einen schwarzverhangenen Sarg nach ihrer Sammelstelle, dem *Dratorio della Misericordia*, das dem *Campanile* gegenüberliegt. Eine große Menschenmenge drängte nach, und ich folgte gleichfalls. Auf meine Frage, was da vorgehe, wird mir geantwortet: *L'uffizio della vendetta*. (Den italienischen Ausdruck hatte der Traum sprachlich ganz logisch erfunden; zu deutsch hieße es Racheamt, wobei Amt in kirchlichem Sinne zu nehmen.) Und ich erfuhr nun, daß in Florenz von alters her dieser Brauch herrsche: wenn einer viele Frevel begangen habe, aber zu hochgestellt oder zu reich gewesen sei, um dem weltlichen Richter zu verfallen, so werde er nach seinem Tode von den Brüdern der *Misericordia* nach ihrem Bethaus abgeholt; die Herausgabe des Leichnams dürfe von den Angehörigen nicht versagt werden, das sei eine uralte Sitte. Was ferner mit ihm geschehe, wisse man nicht. Die Schwarzen waren unterdessen mit dem Sarg in dem Kirchlein verschwunden, dessen hohe Stufen die Menge umlagerte. Die Pforte blieb offen, nur der niederwallende Vorhang verschloß den Eingang, und ein untersehter schielender Pfortner stand davor. Das tückische Gesicht dieses Menschen blieb mir auch im Wachen so tief eingepreßt, daß ich meinte, es müsse durchaus in Florenz ein solches geben. Von brennender Neugier getrieben, suchte ich mich an ihm vorüber durch die Tür zu drücken, wobei



er sich stellte, als ob er mich nicht sähe, ich fühlte aber, wie er mit unsäglich lauerndem Blick nach mir schielte. Ehe ich mir's recht überlegte, stand ich innen. Da hatten sie den Sarg in der Mitte auf eine altarähnliche Erhöhung gestellt und umgingen ihn unter den schauerlichen Zeremonien eines Totengerichts. Dann sollte das Urteil an dem Leichnam vollstreckt werden. Ich entsetzte mich so, daß ich ins Freie zu entkommen strebte, aber unter der Tür trat mir der scheele Pförtner entgegen, ich hörte eine hämische Stimme mir ins Ohr sagen: Zusehen kann wer Lust hat, aber es wird dafür gesorgt, daß er nichts ausplaudert. Gleichzeitig blinkte ein Dolch vor mir auf, und ich fühlte das kalte Eisen am Halse. Mit wildem Schreck fuhr ich in die Höhe und bekam wirklich ein kaltes Eisen zu fassen — den Kommodeschlüssel, den ich am Tag unter meinem Kissen versteckt hatte.

Dieser Traum gehört zu der Gattung von Träumen, die zu der Vermutung Anlaß gegeben haben, daß überhaupt der Anfangspunkt des Traumes am Ende liege und daß seine Bewegung rückläufig sei, wobei dann beim Erwachen der Vorgang blitzschnell in die natürliche Reihenfolge gebracht werde, etwa so wie man einen umgekehrten Ärmel herauszieht. Aber können nicht die schwarzen Brüder schon in meiner Vorstellung gewesen sein, ehe mich der Schlüssel berührte? Das kalte Eisen wäre dann eben vom Traum in dem Sinne gedeutet worden, wie es der Stimmung und Lage am besten entsprach. Auffallend bliebe alsdann freilich die böse Ahnung beim ersten Anblick des Pförtners. Ich könnte mir aber auch denken, daß im Traum alles gleichzeitig wäre: Die Berührung des kalten Gegenstandes hätte ein plötzliches Traumbild mit tiefer, als Zeitverlauf erscheinender Perspektive ausgelöst; am untersten Ende stünde der Anfang, der aber vom Bewußtsein sogleich nach vorn gespiegelt würde, wodurch die Begebenheiten schon während ihres Ablaufs an die richtige Stelle kämen. Jedenfalls gehen die Uhren im Traumland ganz anders als in der dreidimensionalen Welt.

\*



Um wieder auf die Gattung der Traumverse zurückzukommen, womit ich die Serie dieser Traumchronik eröffnet habe, so will ich deren gleich noch mehrere anführen, weil mir hier eine besondere Spielart des Traumes vorzuliegen scheint.

Aus den häufig wiederholten Vorstellungen meiner Mutter, daß ich viel zu lange bei der nächtlichen Lampe säße und daß ich es früher oder später mit meiner Gesundheit würde bezahlen müssen, sowie aus meiner Antwort, daß bestimmte Dinge immer nur einmal ihre Stunde hätten, mögen die nachstehenden Traumverse entstanden sein, mit denen ich eines Morgens erwachte:

Wer borgt bei der Natur,  
Dem bringt es wenig Glück,  
Sie leiht ihm fünfse nur  
Und fordert zehn zurück.  
Doch wer sein Pfund vergräbt,  
Der hat des nicht Gewinn —

Auf den Rest konnte ich mich beim Erwachen nicht mehr besinnen, es schwebte mir wohl der Inhalt, aber nicht die Form vor, in die der Traum ihn gebracht hatte. So bewahrte ich die Strophe in der unvollendeten Gestalt auf. Erst viele, viele Jahre, Jahrzehnte später, als mir der Traumvers wieder einmal durch den Sinn ging, trat mir von selbst ohne jedes Besinnen der vergessene Schluß, wie er gelautet haben muß, auf die Lippen:

Wenn er den Kessel hebt,  
Find't er nur Rost darin.

Ob dies nun wirklich eine späte Rückerinnerung an die Traumimprovisation war, wie ich vermute, oder eine unbewusste Neuimprovisation im wachen Zustand, vermag ich freilich nicht zu entscheiden. Es scheint mir aber, daß es ursprünglich gar nicht anders gelautet haben kann, nicht nur wegen des Reims und



der richtigen Fortsetzung des Gedankens, sondern auch wegen der Durchführung der aphoristischen Prägung, die in ihrer nackten Logik allerdings für ein Traumgedicht sehr ungewöhnlich ist, da diese meistens etwas Schweifendes, Raunendes, nur ahnungsweise zu Erfassendes an sich haben. Jedenfalls war es keine absichtliche Ergänzung der Traumverse.<sup>1</sup>

Daß im übrigen Traumgedichte, die zwar von dem Träumer selbst für entzückend gehalten werden, aber beim Erwachen völlig albern und sinnlos zu sein pflegen, doch ab und zu wie in obigem Falle einen klaren Sinn ergeben, das wird niemand wundernehmen, der bedenkt, daß ja auch die wachen Eingebungen durchaus Einfälle sind, das heißt etwas vom Himmel Gefallenes. Der Unterschied besteht nur in der sichereren Überwachung und der Nachhilfe durch die Kunst.

Albernheiten gab es unter den mir bescherten Traumversen in Menge. Einmal träumte ich, ein uns befreundeter junger Mann trete rasch ins Zimmer und sage in bitter-ironischem Ton:

<sup>1</sup> Das merkwürdigste Beispiel von poetischer Eingebung im Traume stammt aus dem klassischen Altertum. Sehn Tage vor seinem Tode träumte Pindar, die Königin der Schatten beklage sich bei ihm, daß er ihr allein von allen Göttern keinen Hymnus gewidmet habe, er werde aber auch sie noch besingen, wenn er zu ihr gekommen sei. Nach seinem Tode erschien er nun seinerseits einer alten Frau in Theben, die seine Verwandte war und die seine Lieder sehr gut vorzutragen wußte. Ihr sang er einen Hymnus auf Persephone, den die Frau gleich nach dem Erwachen aufschrieb und der zu Pausanias' Zeiten noch erhalten gewesen zu sein scheint, da dieser eine Stelle daraus anführt. Wenn man nicht annehmen will, Pindar habe als Geist gedichtet oder die Frau sich mit einer eigenen Erfindung wichtig gemacht, so bleibt nur die Erklärung, daß ihr, der Pindarkundigen, ein zusammenhängendes, sinnvolles, richtig gebautes Traumgedicht beschert wurde, das von den Griechen, die gegen das Übernatürliche freilich sehr unkritisch waren, für echt pindarisch genommen werden konnte. In dieser Überlieferung haben wir zugleich einen beachtenswerten Fall, wie ein Traumbild ein fremdes beeinflussen kann, wovon auch meine Traumchronik Beispiele bietet.



Der Allerhalter  
Erhält auch die;  
Sieben Nachtfalter  
Fand ich bei meiner Schwester Marie.

Wobei ich die Nachtfalter als Umschreibung für bedenkliche nächtliche Liebesabenteuer einer (in Wahrheit gar nicht vorhandenen) Schwester Marie empfand.

Ein andermal war ich in tiefster Seele ergriffen durch den mir eingegebenen Vers:

Es nahm die Katz' in Stille  
Den Tod, den man ihr bot,  
Doch war es nicht ihr Wille,  
Daß man ihr bot den Tod.

Ich hatte im Traum noch gerade soviel Geschmack, nicht den poetischen, sondern den ethischen Wert dieses Bierzeilers zu bewundern, denn die Katze war eine erhabene Märtyrerin, die irgendwie den Opfertod für andere — ich weiß nicht, ob Katzen oder Menschen — starb. Meiner Mutter gab es der Gott gleichfalls bisweilen im Schlaf, und sie dichtete ebenfalls ein Traumgedicht von Katzen, dessen Inhalt die Träumerin heftig erschütterte:

Sieben, sieben falsche Katzen  
Sassen in dem Sperlingsnest,  
Hielten sich mit ihren Tazen  
An den kleinen Eiern fest.

\*

Alle bisher erzählten Träume waren auf italienischem Boden (wo ich von 1877 bis Ende 1913 wohnte) geträumt. Es dürfte bei einem Besuch in Deutschland Ende der achtziger oder Anfang der



neunziger Jahre gewesen sein, daß mir in einem mystischen Traume ein dunkler Orakelspruch zugerannt wurde:

Wirst du je auf Walbeshöh'n  
Lugan durch die Zweige seh'n  
Und im Tal den Hognas seh'n:  
Bei dem Zeichen wird's gescheh'n.

Ich fand mich dabei auf einen waldigen Hügelkamm und in völlig deutschen Landschaftscharakter versetzt, durch das Laubgebüsch webte eine so eigene geheimnisvolle Stimmung, als lugte irgendein höheres Wesen durch die Zweige, und plötzlich erkannte ich drunten im Tale auch den verkündigten Hognas in Gestalt eines Wegweisers, der wie eine Rolandsäule aussah und feierlich den Arm bewegte. Ich empfand, daß es sich hier um eine Weltenswende handelte, und mit dem Gefühl einer ungeheuren, mehr als menschlichen Erwartung wachte ich auf.

Der ahnungsvolle Eindruck dieses Traumes ist mir lebenslang aufs durchdringendste nachgegangen, wie es wirkliche Erlebnisse kaum vermögen. Ich habe ihn öfters Freunden erzählt, aber nie trat er mir so lebendig noch einmal nahe, wie vor etlichen Jahren auf dem hochgelegenen Winfeld im Teutoburger Wald, wo von einigen der vielumstrittene Schauplatz der Varusschlacht gesucht wird. Dort trieben die Sonnenstrahlen durch das Grün der hohen Buchen ein so geheimnisvolles Spiel, daß ich zu dem mich begleitenden Freunde sagen mußte: Hier könnte Lugan durch die Zweige sehen. Als ich dann ein paar Tage später in Bremen zum erstenmal vor dem Roland stand, sprach es wieder aus mir heraus: Und dies ist also der Hognas. Nicht um gewaltsam Zusammenhänge zu suchen, nur der Zufälligkeit wegen erwähne ich, daß es im Juni 1914 war.

\*

Um das Jahr 90 in Florenz, zu einer Zeit, wo ich vorübergehend an körperlicher und geistiger Gedrücktheit litt, die mir das Arbeiten



erschwerte, erwachte ich eines Nachts durch eine Stimme von entzückendem Wohlklang, die mir rezitativisch ins Ohr sang:

Fehlt's deinem Lämpchen an Öl?

Es klang wie ein Arielsgesang, halb neckend und zugleich liebevoll aufmunternd, und hallte noch melodisch im Raume nach, als ich schon erwacht war. Eine tiefe Befeligung blieb davon zurück.

Wie kommt es, daß geträumte Musik dem Ohre zauberischer klingt als jede wirkliche, und daß auch diese, durch den Schleier des Schlafes hindurch vernommen, sich zu überirdischem Wohlklang steigert? So drangen einmal in einer südlichen Sommernacht vom Meere herauf die Klänge einer Serenade durch mein offenes Turmfenster und erzeugten die Traumvorstellung, daß ein singender Engelchor mich samt meinem Lager aufhobe und zum Sternengewölbe trüge.

Im Winter 92 während eines zeitweiligen Aufenthalts in München träumte ich einen Alptraum. Ich wollte einen Brief in einen der unbequemen Münchner Briefkasten werfen, aber da ich den Regenschirm und Pakete, die mich belästigten, gegen den Wind halten mußte, konnte ich damit nicht fertig werden. Ich befand mich in einem halbdunklen beklemmenden Torweg. Da beugte sich mit einem Male eine grinsende Teufelsfrage über mich und sagte:

Hauzli, Bauzli,  
Gelt, der Kauzli?  
Siehst das Schnauzli,  
O du Mauzli?

Als ich in wilder Angst erwachte, fand ich, daß mir das federngefüllte Kopfkissen, woran ich nicht gewöhnt war, ins Gesicht hing.

\*



Aus der kleinen Wohnung, die ich damals innehatte, verzog ich darauf in eine bekannte Münchner Pension. Dort erhielt ich bei meiner Ankunft am Abend ein tiefes, schlecht gelüftetes Zimmer, das Bett in einem Alkoven ganz am unteren Ende des Raumes. Da ich so nicht atmen konnte, schleppte ich das Bett in der Nacht hervor und öffnete die Scheiben, daß die kalte Nachtluft über mich streichen konnte. Ich lag mit dem Gesicht gegen das Fenster. Nun träumte mir, ich sei in Florenz in der Via Vigna Nuova vor dem Palazzo Rucellai und sähe mit Entzücken um die schöne Fassade himmlische Gestalten in weißen Gewändern schweben. Sie tanzten in den Lüften einen Reigen, indem sie sich durch die Fenster des Oberstocks und an den Pilastern vorüberschlangen. Allmählich löste sich die schwere Masse des Palastes ab und schwand. Die Stirnseite blieb allein stehen, aber körperlos, als bloße Form, die den luftigen Wesen zum Hintergrund diente. Endlich schwand auch die Stirnseite, die Gestalten waren jetzt imstand, auch ohne Anlehnung dort oben zu tanzen, von wunderbarer Lichtglorie bestrahlt. Ich empfand brennende Sehnsucht, mit dabei zu sein; da kam eine der Gestalten mit sausender Schnelle herabgefahren, faßte gewaltsam mein Handgelenk und riß mich in die Höhe, daß ich aufrecht sitzend erwachte. Ich fühlte noch einige Zeit den derben, klammernden Druck und hatte Mühe, mich zu besinnen. Da erkannte ich, daß zu dem offenen Fenster ein eisiger Schneewirbel hereingefahren war. Der Wind sauste, Schneeflocken lagen am Boden. Vielleicht waren es die weißen Gestalten, die ich gesehen hatte. Obwohl ich schnell aufsprang und das Fenster schloß, hatte ich doch am andern Tag eine tüchtige Erkältung mit Ohrenweh weg. Aber wahrscheinlich wäre es ohne den himmlischen Retter, der jedoch, als er den Boden berührte, recht irdisch handfest ausah, viel übler abgegangen.

\*

Während desselben Münchner Aufenthalts erwachte ich einmal mit folgendem Vers:



Und staunt ihr, daß sie sein Weib soll sein,  
Das Kind mit den Wangen rot,  
Voll Kindertorheit und Schelmerein,  
Die schaffen ihm manche Not.  
Doch er preist zufrieden die Braunaugelein,  
Und die Pfirsichwangen der Liebsten sein  
Und bleibt ihr treu bis zum Tod.

Auf was für Personen und Vorgänge sich die Verse bezogen, wußte ich im wachen Zustand nicht mehr. Möglicherweise waren sie die Rückerinnerung an einen viel früheren, in Florenz geträumten Traum, den ich leider nicht niederschrieb, der mir darum auch nur noch in dämmernder Gestalt vor der Seele steht:

Ein junger Mann hatte ein entzückendes dreijähriges Mädchen geheiratet, was im Traume nicht auffiel. Ich sah die Kleine im Bette liegen im gestickten Kinderhemdchen, mit einem Häubchen auf dem dunklen Krauskopf, das ihre Frauenwürde andeuten sollte, und Augen, die vor Schelmerei funkelten. Der junge Gatte betete sie mit der Leidenschaft eines Liebhabers und zugleich mit innigen Reineit eines Vaters an; sie aber war sich ihrer Herrschaft bewußt, gab Befehle, ließ ihn und das ganze Haus am Schnürchen tanzen in einem unendlich drolligen Gemisch von Kindertollheit und Bewußtsein der Hausfrauenrechte, wovor Gatte und Schwiegermutter ratlos standen. Dabei lag ein berückender Liebreiz über dem Kinde, der weit über den Liebreiz der unwiderstehlichsten Frau hinausging, aber die Unmöglichkeit des Zustands war im Traume doch irgendwie von einer ängstlichen Spannung begleitet. Ich ging damals mehrere Tage unter dem Eindruck dieses Traumes umher, der mir so unverwischbar schien wie irgendein starkes waches Erlebnis, weshalb ich ihn leider nicht mit seinen Einzelheiten aufschrieb. Als mir jener Traumvers eingegeben wurde, war er aber schon erloschen. Sollte da wirklich ein Zusammenhang gewesen sein, was ich nicht weiß, so ist



jedenfalls von dem Schmelz und Duft des ersten Traumes nichts in den zweiten übergegangen, und auch die innere Tragik des Problems, daß ein Erwachsener sich in ein Kind verlieben kann, war in dem Traumvers vergessen.

\*

Ein paar Jahre später kam ich wieder nach München und stieg in befreundetem Hause ab, um bei drückender Sommerhitze unter mancherlei Mühsal eine Wohnung vor der Stadt zu suchen, die sich lange nicht finden wollte. Da ich schon seit Jahren ein Wanderleben führte, bei dem ich sehr oft in die Lage kam, mich um eine Unterkunft zu mühen, war natürlich dieses Heimatsuchen kein willkommener Zustand. Des Nachts im Traum dauerte die Unruhe fort: ich mußte qualvoll angestrengt weitersuchen. Plötzlich trat Ruhe ein, ich fühlte mich untergebracht, geborgen, ohne zu wissen, wie. Ich empfand nur, daß ich endlich ein eigenes Dach über dem Kopf und eigene Wände um mich hatte und nunmehr einen dauernden Wohnsitz besaß. Da kam eine in München lebende Schwägerin, mich zu besuchen, und blickte sonderbar befangen, als ich ihr meine Wohnung zeigte. Ich suchte ihr die Vorzüge meines Häuschens klarzumachen und führte sie an ein Fenster: Sieh nur die schönen Zypressen, die sind auch noch mein. Aber sie wurde immer verlegener und sagte schließlich nur: Ich möchte doch nicht hier wohnen, es ist keine gute Luft hier. Jetzt kam auch mir ein dumpfer modriger Geruch zum Bewußtsein, ich sah mich genauer um, wo ich eigentlich sei. Da blickten ringsum weiße Säulen und Kreuze durch das Grün: ich fand mich mitten auf dem Friedhof angebaut, mein Häuschen war eine Grabkapelle.

Beim Erwachen sah ich, daß sich das einzige Fenster meines kleinen Zimmers von selbst geschlossen hatte; aus der dumpfen Luft war der Traum entstanden, der mir meine eigenen trüben Gedanken im Bilde vorführte.

\*



In den frühen florentinischen Jahren, zu einer Zeit, wo ich mich unter Menschen etwas einsam fühlte, erschien eines Nachts ein tröstlicher Besuch von weither, um mich aufzurichten. Durch die sternhelle südliche Nacht kam ein Marsbewohner herabgeschwebt oder vielmehr geschwommen und bewegte sich so zu meinem offenen Fenster herein. Er konnte nicht stehen, denn er hatte keine Füße, da sein Leib in einen Fischschwanz ausging und überhaupt eine fischartige Bildung hatte. Schön war er nicht nach unsern Begriffen, aber vielleicht nach denen des Mars, denn er zeigte sich sehr zweckmäßig gebaut. Sein Mund erinnerte einigermaßen an eine Kommodenschublade, indem er sehr breit war und herausgezogen werden konnte. Der Marsmensch war unendlich höher, edler und weiser als die Erdebewohner, sein Gespräch beglückte mich tief noch in der Nachwirkung, obgleich ich nichts davon behielt. Er hatte aber leicht gut sein, der Glückliche, er war der irdischen Notdurft nicht unterworfen. Er brauchte nicht zu essen. Seine kleinen, milchweißen Zähne, die er mich sehen ließ, waren hohl und eigentümlich geformt, wie jene Meergebilde, die von den Bewohnern des tyrrhenischen Strandes *mughetti di mare* — Meermaiblümchen — genannt werden; sie hatten die Eigenschaft, sich von Zeit zu Zeit mit einem Saft zu füllen, der, wenn er reif war, sich durch Umklappen der Zähne von selbst in den Schlund ergoß und dadurch den Körper des Marsbewohners ernährte.

Diesen Traum wird man unter die Entlastungsträume zählen dürfen, denn daß ein so edles Wesen teilnehmend in mein Leben blickte, gewährte mir eine tiefe Beruhigung. Ich will bemerken, daß ich von dem bekannten Roman *„Zwischen zwei Welten“*, der von der höheren Weisheit der Marsbewohner erzählt, damals noch nichts wußte; wahrscheinlich war er noch gar nicht geschrieben. Von den hypothetischen Marsbewohnern hatte ich überhaupt um jene Zeit noch kaum sprechen hören.

\*



In den neunziger Jahren träumte ich in Florenz, ich sei wieder ganz jung und gehe mit meinem Vater durch den Schloßhof von Tübingen. Er schritt aufrecht und gebietend neben mir, aber wie verdüstert durch eine Häßlichkeit der Menschen. Im Hofe befand sich statt des alten Brunnens, aber mehr in die Mitte gerückt und rings von Stufen umgeben, ein großes ovales Wasserbecken von unergründlicher Tiefe. Ehe ich mich's versah, ging der ernste Mann an meiner Seite auf das Wasser zu, stieg mit einer raschen Bewegung über den Rand und versank in der Tiefe. Ich starrte ihm fassunglos nach und sah noch, wie eine Zeitlang Wasserblasen aufstiegen, bis sich der dunkle Spiegel glättete. Währenddessen erhob sich außerhalb des Hofes ein Lärm, und feindselige Pöbelhaufen, die uns beide suchten, drangen ein. Ich war ratlos. Da tönte des Vaters Stimme dunkel aus der Tiefe: Komm nach. Aber mir graute vor dem schwärzlichen Wasser. Und inmitten der Gefahr überkam mich eine wilde Lustigkeit, daß ich um den Brunnen zu tanzen begann, während das Gesindel herankam. Ich trug ein weißes griechisches Gewand mit offenen hängenden Ärmeln. Und an einem dieser Ärmel hing mit einem Male ein allerliebstes Mädchenkind, ein kleines nie gesehenes Schwesterlein, zu dem ich sogleich eine große Liebe faßte. Aber wie sollte ich uns beide retten? Ich schwang mich beim Tanzen immer höher, indem ich mich mit dem Fuß vom Boden abstieß, und das Kind, an meinem Ärmel hängend, schwang sich mit. Dabei sangen wir beide:

Wir sind die Kinder fein,  
Wir wollen tanzen fein,  
Tanzen, scherwanzen!

Die Gefahr wurde immer größer. Arme reckten sich nach uns aus, ich gab mir bei jeder Berührung des Bodens einen angestrongeren Stoß, um nach oben zu entkommen, aber sie suchten mich an den hängenden Zipfeln zu packen, mir das Kind wegzureißen. Da



tönte es noch einmal aus dem Wasser: Komm nach! Ich gab mir einen letzten verzweifelten Schwung, riß am Armel das Kind mit in die Höhe und tauchte mit ihm hinab.

Von diesem Traum, den ich gleich am Morgen aufschrieb und meiner Mutter sandte, blieb, solange sie lebte, im Familienkreis das Wort ‚scherwanzen‘ für eine ausgelassene Fröhlichkeit im Gebrauch.

(Ein anderes, zwischen uns geläufiges Traumwort ‚wiliwägen‘, stammte von meinem Vater, der einmal als junger Ehemann im Traum gerufen hatte: Wiliwäz, wiliwäz, du Graule du! Es war von ihm selber angenommen, daß das Wort soviel bedeute wie kämmen oder auf dem Kopf krauen.)

\*

In die gleichen Florentiner Jahre fällt ein lieblich ernster Traum:

Ich stieg hinauf in einen Saal mit gläsernen Wänden, der hoch oberhalb der Erde lag. Dort setzte ich mich in die Mitte auf einen Hockerstuhl, die Füße auf einen Schemel gestützt. (So pflegte ich nämlich als Kind zu sitzen, wenn meine Mutter mir die Zöpfe flocht.) Unsichtbare Hände lösten mir die Haare und kämmten mich. Als sie durchfuhren, hatte das Haar die Farbe der ersten Jugend wieder und hing ringsum tief über den Stuhl hinab. Je länger sie kämmten, desto länger wurde das Haar, bis es als ein Goldstrom durch den Saal und die Treppen hinunter floß und sich mit langen Sonnenfäden um die Erde spann. Endlich war es wieder auf dem Scheitel befestigt, ich fand mich in einem weißen durchsichtigen Gewand und hatte eine Schmucknadel auf der Brust, die aus einem einzigen wundervoll verschlungenen Sonnenstrahl gebildet war. Aus einer Tür, zu der zwei Stufen emporführten, kam mir ein befreundeter Künstler entgegen und bat mich, ihm die schöne Nadel zu zeigen. Ich gab sie ihm in die Hand, wo sie sofort ihren Glanz verlor und verbogen und rostig



wurde. Indes bekümmerte mich dies nicht weiter, ich ließ sie ihm, stieg hinauf und befand mich auf der schmalen Vorderseite einer Plattform, von wo ich die Welt in ungeheurer, schwindelnder Tiefe unter mir sah. Aber die Luft wurde mir zu dünn, ich begann nach Atem zu ringen und ging weiter nach hinten, wo die Plattform sich verbreitert fortsetzte. Da glitt mir eine hohe, weiße, ganz durchsichtige Säule entgegen, und ich wußte gleich, daß es mein frühverstorbener jüngster Bruder war. Die Säule umfing mich schirmend und zog mich ganz in sich hinein, daß ich in spinnwebdünnen Schleiern eingesponnen und eingepuppt war und keine Luft mehr brauchte. Es war ein Augenblick vollkommenen Wohlbehagens und inniger Überzeugung, daß mir in Leben und Sterben nichts Böses widerfahren könne. Dann erwachte ich, verwundert, mich noch im Leben zu finden.

\*

Ein andermal, es war zu Anfang des Jahrhunderts, befand ich mich im Traume in Rom und ging zwischen zwei Freunden über die Piazza Navona, die aber in nichts der wirklichen Piazza Navona glich, denn sie war unermesslich groß und ganz mit hin- und herflutenden Menschen erfüllt. Ich fühlte mich vom langen Gehen unsäglich müde, daß ich mich kaum noch schleppen konnte. Da sagte der Herr, der mir zur Rechten ging: Das kann ich nicht länger mit ansehen, ich verschaffe Ihnen unter allen Umständen einen Wagen. Augenblicklich verschlang ihn das Gewühl, und ich wußte bestimmt, daß der treue Freund sich alle Mühe geben, aber den Wagen, den ich brauchte, nicht finden würde. Ich ging mit dem Begleiter zur Linken weiter, bis dieser sagte: Dort fährt die Straßenbahn, ich werde sie für Sie anhalten. Er lief blitzschnell voraus, ich sah, wie die Straßenbahn hielt, er sprang auf das Trittbrett, kehrte mir von dort ein völlig unbekanntes Gesicht zu und fuhr als ein fremder Herr von dannen. Bestürzt über die Verwandlung ging ich allein weiter, und plötz-



lich überkam mich's, daß ich ja gar nicht einmal wußte, wo ich wohnte und was ich überhaupt in Rom zu tun hatte. Ich war nun gänzlich ratlos, denn ich wußte auch nicht mehr, wo ich sonst hingehörte. Zum Glück fiel mir nun die Wohnung eines in Rom ansässigen befreundeten Landsmannes ein, den ich aufzusuchen beschloß: Er wird mir doch sagen können, wo ich wohne und weshalb ich hier bin, dachte ich. So setzte ich mich abermals in Bewegung, geriet in eine menschenleere Stadtgegend, unter große, aber verkommene, düstere Paläste. In eins dieser Häuser trat ich schließlich ein, um mich nach dem Wege zu erkundigen. Aber es war kein Türsteher da, überhaupt keine lebende Seele. Ich stieg mehrere Treppen hinauf bis ins oberste Stockwerk, wo ich Stimmen hörte. Da flogen mit Getrach die Türen auf, rohe, verbrecherisch aussehende Kerle brachen mit Föhlen hervor. Ich in Todesangst die Treppe hinunter, das Gefindel brüllend und lachend hinter mir her. Zu ebener Erde fand ich mich plötzlich vor einer Gangtür, an der zu meiner freudigsten Überraschung der Name eines ritterlichen, nie versagenden Freundes angebracht war, der aber in Wirklichkeit gar nicht in Rom, sondern in Florenz wohnte. Ich fiel fast gegen die Tür, riß mit letzter Kraft die Klingel, die bekannte Haushälterin trat heraus, und auf die atemlose Frage: Ist denn Ihr Herr hier? nickte sie bejahend. Ich konnte nur noch sagen: Gott sei Dank! und erwachte mit dem Gefühl, gerettet zu sein. Diesen Traum könnte man zu den wahrhaftigen rechnen, denn er deutete unter symbolischer Verhüllung darauf hin, wie sich bei einer bald danach eintretenden Lebenskrise befreundete Personen verhalten würden.

\*

Auch von unverhüllten Wahrträumen erlebte ich Beispiele, da ich in einer bestimmten Lebensspanne wiederholt eine nicht voraussehende Begegnung unmittelbar zuvor mit untrüglicher Sicherheit durch den Traum erfuhr, als ob die Geister einen neutralen



Boden hätten, wo sie ohne das Wissen des Tages Jchs miteinander verkehrten. Ein andermal war ich Zeugin, wie ein soeben geträumter Traum bei andern in Erfüllung ging. Eine alte Dame, die mit ihrem erstgeborenen Sohn zusammenlebte, während sich der Jüngere in einer entlegenen Stadt befand, träumte eines Nachts, daß dieser an seinen Bruder geschrieben habe, er brauche auf der Stelle fünf hundred Mark. Da die Brüder sich sehr liebten und der Jüngere sich häufig in Geldverlegenheit befand, war dieser Fall nichts Außergewöhnliches, die Mutter aber nahm sich die Sache jedesmal zu Herzen, denn es machte ihr Sorgen, daß der eine ihrer Söhne ein so sorgloser Wirtschaftler war. Morgens beim Frühstück erzählte sie in meiner Gegenwart ihren Traum. Gleich darauf brachte die Post eine Karte, der Hausherr las, lächelte und reichte sie seiner Mutter mit den Worten: Du hast dir wieder einmal das Unheil sehr aufgebauscht, er braucht zum Glück nur fünfzig. Die alte Dame hatte die kommende Botschaft richtig gefühlt, aber in ihrer Mutter Sorge, die gern über das Ziel hinauschoß, eine Null hinzugelesen und mußte sich noch lange necken lassen, daß sie sogar im Traum die Zahlen, mit denen sie auf schlechtem Fuße stand, übertreibe.

\*

Den Todesfällen in der Familie gingen mehrmals ahnungsvolle oder schreckhafte Träume voraus, die das bange Gefühl von etwas Schwerem, in der Luft Liegendem gaben. So hatte ich im Vorfrühjahr 1904 wenige Wochen vor dem Tode meines ältesten Bruders, als dieser jedoch noch völlig gesund war, in Florenz einen graufigen, mich tief erschütternden Traum. In dem Haus, in dem ich wie in der Jugend mit Mutter und Brüdern zusammenzuwohnen glaubte, war ein Hof, in dessen Mitte sich eine Öffnung im Boden befand von der Länge und der Breite eines Sargs. In dieser Öffnung wogte und brandete fortwährend ein lehmfarbenes Wasser, das zuweilen hoch emporstieg und jedes-



mal einen fürchterlichen Dämon mit heraufhob, der in dieser Wasserluft hauste. Er lag auf dem Rücken, war fahl und lehmfarbig und sah aus wie eine menschliche Leiche. So oft das brodelnde Wasser ihn herauftrieb, mußte ich ihn mit einer langen Stange unter fürchterlicher Anstrengung hinunterstoßen, sonst hätte er ein Opfer verlangt. Warum ich endlich nach heftigem Kampf die Stange wegwarf und fortlief, weiß ich nicht mehr; im Traum war es begründet. Danach irrte ich unter Todesangst in Gängen und Erdgeschossen umher und trat endlich in ein Zimmer, wo der zweite Bruder in einem großen Bette friedlich schlief. Er wachte nicht auf, aber der bloße Anblick seines ruhigen Atmens tröstete mich, ich stieg beruhigt und gestärkt die Treppe zum Oberstock hinauf, wo wir Geschwister uns nun alle beisammen fanden. Plötzlich stand der schreckliche Dämon schwarzgekleidet unter uns und herrschte mich an: Gib mir ein Messer! Um ihn zu hintergehen, reichte ich ihm die Kerze, mit der ich die Treppe heraufgestiegen war, aber diese verwandelte sich in seiner Hand augenblicklich in ein Messer, das er sogleich zückte. Man sah nicht, wem die Bewegung galt, nur dunkel fühlte ich den ältesten Bruder besonders gefährdet. Ich begriff, daß jeder Gegenstand, den Menschenhand dem Dämon reichte, sich in eine todbringende Waffe verwandeln mußte, und vor Entsetzen erwachte ich.

\*

Ein anderer Schreckenstraum, der sich jedoch auf mich selber bezog, fiel etwas später. Ich trat in einen Raum zu ebener Erde, wo in Gürtelhöhe vom Boden an einem Waschseil schmale, schlauchartige Gegenstände rötlich durchglänzt hingen. Als ich sie mit Widerwillen aus der Nähe betrachtete, waren es lange rote Zungen. Ich wandte angeekelt den Rücken, da verwandelten sie sich in feurige Schlangen, die sich von hinten auf mich stürzten, und ich erwachte vor Schrecken. Diese Symbolik war fast allzu deutlich.

\*



Im Frühjahr 1905, kurz vor dem Tode meines zweiten Bruders, träumte ich, dieser sitze behaglich neben mir im Lehnstuhl. Da trat plötzlich der ältere, vor drei Vierteljahren verstorbene, mit seinen kurzen raschen Bewegungen herein und setzte sich ihm gegenüber. Er sah sehr energisch aus mit dem kühnen, unternehmenden Blick, der ihm eigen war, wenn ihn berufliche Kämpfe in Anspruch nahmen. Er redete dringend auf den jüngeren ein, der dem gleichen ärztlichen Beruf angehörte, und schien ihn zu etwas aufzufordern; ich hörte nicht zu, denn das Erstaunen über seine Gegenwart benahm mich ganz. Ich begriff nur, daß er mit irgend einer Sache beschäftigt war, zu der er den anderen brauchte. Das Bewußtsein, daß er tot sei, war in mir immer lebendig, aber ohne Grausen. Ich hatte bloß ein dringendes Verlangen, etwas über seinen jetzigen Zustand zu erfahren, konnte jedoch nicht sprechen. Mit unendlicher Mühe rief ich ihn endlich beim Namen an und brachte auch die Worte heraus: Wie geht dir's jetzt? Da wandte er sich zu mir herüber, lächelnd wie zu einer ganz kindischen Frage, nahm ein Stückchen Seidepapier, das auf dem Tische lag, und mit den knappen, sachlichen Bewegungen des Arztes tupfte er mir vorsichtig zwei Tränen, die sich gebildet hatten, von den Augen. Dann warf er das Papierchen weg und kehrte sich wieder dem Bruder zu, den er durch seine Worte so beherrschte, daß dieser, obgleich widerwillig, aufstand und mit ihm hinausging.

Ungefähr zehn bis zwölf Tage danach starb auch der Jüngere nach nur dreitägiger akuter Krankheit.

\*

Nach dem Empfang der Todesnachricht rief ich nachts vor dem Einschlafen mit stärkstem Nachdruck den Verstorbenen an, sich noch einmal zu zeigen, wenn ihm das möglich sei. Darüber war ich schon eingeschlafen, glaubte aber noch zu wachen. Ich fand mich in einem Raume, der dem großen Saal einer Villa bei



Feltre glich, wo er vor einigen Jahren gewohnt hatte; nur war der Hintergrund tiefer und verlor sich in ein unendliches Dunkel. Aus diesem Dunkel trat jetzt der Verstorbene langsam hervor und kam herangeoglitten; er sah sehr frisch und jung aus, hatte aber einen Ausdruck tiefen, wie reuigen Bedauerns für das Leid, das er den Seinen verursacht hatte. Meine Mutter lehnte im Traum gegen meine Brust, konnte also die Erscheinung nicht sehen, ich streckte beide Arme aus, um ihn vollends heranzuziehen, aber statt uns zu berühren, wich er wieder rückwärts Schritt für Schritt ins Dunkle, immer das Gesicht mit dem Ausdruck liebevollen Bedauerns hergewendet. Bei seinem Verschwinden erwachte ich.

\*

Im Februar 1906 in Forte dei Marmi an der tyrrhenischen Küste geträumt:

Ich habe eine Reise vor, bei der mir mein Körper hinderlich ist. Also fahre ich heraus und lasse ihn ganz gleichgültig im Bette liegen. Wie ich dann zufällig wieder daran vorüber muß, bleibe ich doch neugierig stehen und sehe ihn an. Er ist gleich ganz zusammengefallen wie ein leerer Schlauch, bewahrt aber doch noch vollkommen seine Ähnlichkeit. Das ist mir widerlich zu sehen, ich fasse ihn mit zwei Fingern und bringe ihn von seiner eingerutschten Lage wieder in eine gerade, wobei er ganz leicht ist. Dann ergreift mich aber ein plötzliches Grausen. Ich denke: Wenn diese, die hier im Bette liegt, jetzt auf einmal die Augen aufschlagen und mich anblicken würde, so müßte ich völlig an meinem Ich irre werden und in Wahnsinn fallen. Schnell gehe ich weg. Danach finde ich mich mit meiner Mutter und deutschen Freunden aus früherer Zeit auf einer unbekanntem kleinen italienischen Bahnstation neben dem Verschiebgleise stehend. Wir sollen hier den Wagenwechsel abwarten, aber von Ungeduld getrieben, entferne ich mich vom Bahnsteig, wie in allen meinen Reiseträumen,



wo ich dann fast immer den Anschluß verliere. Es ist eine halb ländliche Gegend, abseits vom Meere gelegen. An einer Wegbiegung sticht mir ein Gebüsch vom allerleuchtendsten Buchs in die Augen. Dort wende ich mich hin, aber durch ein Rudel spielender Kinder vertrieben, gehe ich weiter bis an die nächste Ecke, wo gleichfalls Kinder spielen. Sie halten ein gerolltes Tuch an zwei Enden, schlagen damit den Boden und hüpfen darüber wie über einen Strick. Als ich herankomme, laden sie mich während des Schlagens ein, auf das Tuch zu springen. Da ich unendlich leicht bin, gelingt es sofort. Als bald glättet sich das Tuch, das nicht viel größer ist als ein großes Taschentuch, und steigt mit mir in die Höhe. Die Kinder, die es halten, fliegen mit. Sie sehen aus wie die Putten auf dem großen Sizianschen Gemälde, die bei der Himmelfahrt Mariä die tragenden Wolken stützen und schieben. Dieser Traumflug, der erste seit vielen Jahren, ist herrlich und erquickend, ich sehe Länder, Berge, Meere unter mir, und erst der Gedanke, daß meine Mutter noch immer auf der kleinen Station auf mich warte und sehr aufgeregt sein müsse, bringt das Tuch plötzlich zum Sinken. Beim Berühren der Erde erwache ich.

\*

Aus dem Winter 1908 (Ende Februar oder Anfang März) stammt folgender Traum:

Ich irre ganz allein auf einer völlig verödeten und vereisten Erde umher. So weit das Auge reicht, ist alles Schnee und Bergletscherung, grenzenlos, ununterbrochen. Eine andere, mir unbekannte Person, deren Geschlecht mir nicht einmal deutlich wird, so fremd blieb sie mir, findet sich hinzu, und wir setzen zusammen die hoffnungslose Wanderung fort, ohne uns aneinander anzuschließen. Wir gleiten steile, tiefverschneite Hänge hinab, wobei wir mit einer Stange steuern.

Ach, sagt die fremde Person, jetzt verschwindet auch noch der Mond.



Ich hebe die Augen und erblicke am fahlen Schneehimmel eine weiße, scheinlose Scheibe und will mich freuen, daß er doch noch da sei, als ein Stück von der Scheibe sich ablöst und wie ein Schneelappen herunterfällt. Gleich zerstäubt auch der Rest der Mondscheibe in weiße Flocken. Die trübe Schneebeleuchtung auf der Erde verändert sich nicht. Es ist die Vereisung des Planeten, was ich erlebe. Ich fühle mich trostlos. Da öffnet sich die Schneewand zu meiner Linken, die Gestalt meiner Mutter erscheint bis zum Gürtel und neigt sich gegen mich heraus. (Sie lebte damals noch, aber im Traum schien es, als wäre sie längst gestorben.) Es war nur ihr Bild in einer tabernakelähnlichen Umrahmung. Ich schrie auf und streckte die Arme nach ihr. Da streckte das Bild gleichfalls die Arme aus und ich erwachte.

\*

Im Jahr 1909 oder 10 (in der Aufzeichnung fehlt das Datum) hatte ich wiederum in Forte bei Marmi einen Traum, der sich durch besondere Merkmale auszeichnete:

Ich mache einen Besuch bei Freunden, deren Sommeritz nicht weit von dem meinigen am Strande liegt. Plötzlich fällt mir ein, daß meine Mutter ganz allein im Hause geblieben sei, was ich ihres leidenden Zustandes wegen in Wirklichkeit streng zu vermeiden pflegte. Von Unruhe ergriffen, verabschiede ich mich sogleich. Im Fortgehen wundere ich mich, daß die H.sche Villa auf einmal viel mehr Stufen zum Herabsteigen hat als sonst. Doch halte ich mich damit nicht auf, sondern beginne zu laufen, wobei ich auf dem lockeren Sand nur mit Mühe vorwärts komme.

Plötzlich steht auch noch ein unerwartetes Hindernis in meinem Wege: ein großer weißer palastartiger Marmorbau mit breiten Freitreppen auf drei Seiten, wie aus den nahen Marmorbergen herabgerutscht. Um Zeit zu ersparen, umgehe ich ihn nicht, sondern springe eine Freitreppe hinauf, um durch die andere hinab-



zueilen, aber da verirre ich mich auf einmal in weitläufige, endlose Säulengänge und Hallen. Träume ich denn das? fragte ich mich in der angstvollen Erregung des Vorwärtswollens und und Nichtkönnens. Da bemerke ich, daß in der grellen südlichen Sonne, die auf den Marmor scheint und in die offene Halle hereinfällt, die Säulen dunkle Schlagschatten werfen. Nein, es ist nicht geträumt, sage ich zu mir selber, denn im Traume sieht man ja Licht und Schatten nicht, sondern nur ein aufgelöstes, gleichmäßig verbreitetes Licht.

Plötzlich finde ich mich zu Hause in meinem Bett. Aber die Helligkeit dauert fort, ich kann alle Gegenstände im Zimmer aufs deutlichste wie taghell beleuchtet sehen. Da die Nächte dort am Strand von tiefer Schwärze sind und zudem die Fensterläden gegen Einbruchsfahr fest verschlossen waren, die Tür zur Treppe aber offen stand, dachte ich, blitzschnell zu mir kommend, daß jemand mit Licht auf der Treppe schleichen müsse, ich sprang zur Tür und ein paar Stufen hinunter, bis ich von dem Podest in den unteren Raum blicken konnte. Alles dunkel und leer, und als ich ins Schlafzimmer zurückkam, war's dort gleichfalls stichdunkel. Meine Mutter schlief ruhig im Zimmer nebenan. Da außer ihr und mir keine Seele in dem Häuschen wohnte und auch der Strand in Finsternis lag, konnte die Ursache der Lichterscheinung niemals aufgeklärt werden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ich dachte — nicht damals, sondern viel später beim Wiederlesen der Traumaufzeichnung — an den Scheinwerfer von Spezia, der dort oft des Nachts auf dem Meere spielt. Allein dieser wurde nie bei geschlossenen Läden im Zimmer wahrgenommen, auch war es kein huschender Schein, was ich sah, sondern ein ruhiges, klares Licht.

Ein befreundeter italienischer Arzt, dem ich gleich des andern Tages den Traum erzählte, hielt es nicht für ausgeschlossen, daß die starke Lichtempfindung, die schon im Traum begonnen hatte, im Hirn selbst entstanden, und das Erwachen nur ein zweiter Traum, mein Aufstehen also ein Nachtwandeln gewesen sei.

Von einem Sehen in tiefer Dunkelheit habe ich am selben Orte ein nicht zu widerlegendes Beispiel erlebt: es liefen mir eines Nachts in einem



besonders mäusereichen Sommer, während ich wach im Bette lag, blitzschnell zwei Mäuse vom Kissen herunter über die Brust. In der tief-schwarzen Nacht fühlte ich nicht nur ihr Huschen, sondern ich sah deutlich mit geschlossenen Augen die grauen schattenhaften Körper, ihre ungleiche Größe und ihre Bewegungen. Nur war in diesem Falle keine Lichtempfindung dabei.



---

## Wach- und Tagesträume

Im allgemeinen werden nach meiner Erfahrung die Träume leichter, wenn es dem Morgen zugeht; die Einwirkung der Sonne macht sich schon fühlbar, ehe sie selbst erscheint. Doch gibt es auch schreckhafte Tagesträume, die freilich, soweit meine Wahrnehmung reicht, immer mit krankhaften Störungen zusammenhängen.

So hatte ich einmal gegen meine Gewohnheit zum Nachtschwarzem Kaffee genossen und mich deshalb am Nachmittage mit starkem Herzklopfen zu Bette legen müssen. Da schien es mir, als ob die Thür sich langsam öffne: hochoben an der Stelle, wo sonst der Kopf des Eintretenden erscheint, kam eine Hand hervor, die sich um die Thürleiste legte, eine überlange hagere Gestalt mit totenblassem Gesicht, schwarzem Haar und ebensolchen Augenbrauen trat, sich bückend, über die Schwelle und wuchs beim Aufrichten hoch und höher hinauf. Der fremdartige Besucher tut ein paar Schritte gegen mich, da sehe ich, daß sein hageres Gesicht immer hagerer wird und die Knochen durchscheinen läßt, bis nur noch ein Totenkopf übrig ist, der bei meinem Aufschrei verschwindet. Hier hatte augenscheinlich der Traum aus der Schwärze des Kaffees und seiner Giftwirkung den schwarzhaarigen, schwarzgekleideten Tod herausgeholt.

\*

Die Wachträume sind ein Kapitel ganz für sich. Sie unterscheiden sich von den echten nicht nur durch ihren krankhaften Ursprung und das leibliche Mißbehagen, das sie zu begleiten pflegt,



sondern vor allem durch eine scheinbare größere Körperlichkeit. Sie stammen nicht aus Traumland, sondern gehören irgendwie der dreidimensionalen Welt an, nächste Verwandte der Alpträume. Ihnen fehlt vor allem auch ein Hauptmerkmal des normalen Traums, die räumliche Verwandlung; sie gehen in nächster Nähe und in der wirklichen Umgebung vor sich, die wir auch in der Dunkelheit und mit geschlossenen Lidern ganz genau wahrnehmen. Ich gebe hier zwei einschlägige Fälle, den einen aus den neunziger Jahren, den andern aus dem Frühjahr 1903. Schauplatz beide- male Florenz.

Der erste begann mit einem schweren Traum, aus dem ich langsam zu mir kam. Ich glaubte nun völlig wach zu sein, denn ich wußte, daß ich zu Bette lag, und überdachte den gehabt Traum. Da öffnet sich die Tür, meine Mutter tritt mit Licht herein, fragt, warum ich gestöhnt hätte, ich spreche ihr von meinem Angsttraum und bitte sie, ein wenig bei mir zu bleiben, weil ich sonst fürchte, wieder einzuschlafen und abermals so schwer zu träumen. Sie stellt das Licht auf das Tischchen und setzt sich auf den Bett- rand. Plötzlich ist sie verschwunden und ich allein im Dunkeln. Nur der Umstand, daß meine Mutter damals am andern Stadt- ende wohnte, und daß die Tür meines Schlafzimmers nach wie vor verschlossen war, vermochte mich zu überzeugen, daß ich auch diesmal nur geträumt hatte, so unwiderleglich deutlich war die Erscheinung gewesen. Ob man bei gerichtlichen Zeugenausagen auch hinlänglich mit der Möglichkeit solcher Wachträume rechnet? In der Rückerinnerung, wo auch die wirklichen Geschehnisse in die zweidimensionale Welt einrücken, sind sie von diesen schon gar nicht zu unterscheiden.

Der zweite war von ähnlicher Art, nur viel verwickelter. Ich hatte die Nacht außer dem Hause bei einem schwererkrankten Familien- mitglied gewacht und mich erschöpft und vor Ermüdung ein wenig fiebrig am frühen Nachmittage zu Bette gelegt. Meine Mutter, die um jene Zeit bei mir wohnte, hatte einen Gang zu machen



und befahl beim Weggehen dem Mädchen an, mich unter allen Umständen schlafen zu lassen. Nach einer Weile klingelt es an der Flurtür. Das Mädchen kommt herein und sagt: Herr N. ist da und möchte Sie gerne sehen. Ich reiße mich mit Mühe aus dem Schlaf und antworte: Sage dem Herrn, wenn er warten wolle, würde ich aufstehen, ihn zu empfangen. Ich beginne auch in der That, als das Mädchen gegangen ist, die lange Knopfreihe am linken Armel meines Nachtgewandes aufzuknöpfen, was mir schon sehr schwer fällt. Am rechten Armel das gleiche zu tun vergesse ich aber. Dagegen flechte ich mit unglaublicher Mühe die Haare auf, um sie zu ordnen, aber gleichfalls nur auf der linken Seite. Dann sinke ich erschöpft von der Anstrengung in meinen Dämmerzustand zurück, bis das Mädchen abermals erscheint und sagt: Soeben ist Herr N. dagewesen; er wollte Sie nicht stören und schrieb an Ihrem Schreibtisch dieses Briefchen, das ich Ihnen geben soll. — Warum hastest du ihn denn nicht, zu warten? — Weil ich glaubte, Sie schliefen. — Du warst ja doch vor zehn Minuten hier und sprachst mit mir. Das Mädchen machte erstaunte Augen: sie hatte den ganzen Nachmittag mein Zimmer noch nicht betreten. Der Klingelzug war also von mir schlafend vernommen worden und richtig gedeutet, das erste Gespräch mit dem Mädchen war geträumt, hatte aber durchaus nicht geringere Deutlichkeit als das zweite; nur das Brieflein, das greifbar auf meiner Decke lag, gab einen Beweis für die Wirklichkeit. Der linke Armel war richtig aufgeknopt und die linke Flechte hatte ich aufzulösen begonnen; diese Tätigkeit war aber so erschöpfend, daß ich nicht damit fertig wurde.

Damit war jedoch der fragwürdige Zustand noch nicht beendigt. Nachdem ich noch eine Zeitlang geschlafen, tritt meine Mutter mit Hut und Umhang ins Zimmer, fragt, wie mir's gehe, und beginnt von einer Begegnung zu erzählen, die sie soeben auf dem Ponte Vecchio gehabt. Gleich darauf ist sie weg und ich wieder eingedämmert. Nun aber kommt sie nach einer Weile abermals



ins Zimmer mit Hut und Umhang, setzt sich an mein Bett, fragt nach meinem Befinden und erzählt von der gleichen Begegnung auf dem Ponte Vecchio. Das hast du mir ja schon alles erzählt, sage ich verwundert. — Wie kann ich dir das erzählt haben? Ich komme ja eben erst nach Hause, antwortet sie nicht minder verwundert. — Warst du denn nicht vor ein paar Minuten im Zimmer? — Gewiß nicht, ich komme in diesem Augenblick zurück. Ich war so verblüfft, daß ich zweifelnd ihre Hand betastete, ob sie von Fleisch und Wein sei, und fragte: Bist du es diesmal wirklich? — Warum sollte ich es denn nicht sein? sagte sie beunruhigt, denn sie glaubte, ich spräche im Fieber. Ich war noch immer nicht völlig überzeugt und sagte noch mißtrauisch, aber schon halb scherzhaft: Wie soll ich dir jetzt glauben? Vorhin tatst du doch auch, als ob du es wärest.

Ich hatte also die beiden kleinen Szenen in dem halbawachen Zustand schnell nacheinander doppelt erlebt, einmal im Wachtraum, dann in der Wirklichkeit. Ob sich das Vorkommnis unter die telepathischen Träume rechnen läßt, weiß ich nicht. Die Persönlichkeit des Besuchers war freilich leicht zu erraten, wogegen für die Begegnung am Ponte Vecchio, wenn sie auch nicht außer dem Bereich absehbarer Möglichkeit lag, doch keinerlei Anhaltspunkt gegeben war. Das erste Gespräch mit meiner Mutter mußte ich noch heute unverbrüchlich wahr glauben, wenn ich nicht durch das zweite aufgeklärt worden wäre.



---

## Träume aus späteren Lebensjahren

In Zeiten, wo die Natur eines tiefen Ausruhens bedarf, nach großen seelischen Erschütterungen, besonders nach Todesfällen, denen eine lange, anstrengende Krankenpflege vorangegangen ist, hören die Träume völlig auf. Augenscheinlich hat dann der Geist für das bunte Gaukelspiel weder den Stoff noch die Verwendung, und dem Körper wird zu seiner Wiederherstellung der tiefe, traumlose Schlaf. Oder wenn es wahr sein sollte, was viele behaupten, daß es einen ganz traumlosen Schlaf überhaupt nicht gibt, so ist jedenfalls der Traumspiegel so tief hinabgesunken, daß seine Bilder nicht an die Oberfläche steigen, und das tiefe Ruhegefühl läßt den Schluß zu, daß das Gemüt nicht durch Vorstellungen bewegt wurde. Aus diesem Grunde blieb vom Jahr 1911 an meine Traumchronik ohne Aufzeichnungen, das Traumspiel war so gut wie ausgeschaltet; ich glaubte es für immer verloren zu haben. Dabei war besonders zu Anfang mein sonst sehr leiser Schlaf so tief, daß mich nicht einmal ein Gewitter, dessen Donnerschläge eine ganze Ortschaft aus den Betten trieben, erwecken konnte. Dieses bewußtlose, totenschlafähnliche Ruhen war ja der Gesundheit zuträglich, aber es fehlte mir etwas, ich bekam allmählich Heimweh nach meinen Träumen. Auch der Weltkrieg vermochte im ersten Jahr das erschöpfte Traumleben nicht wieder anzuregen. Erst nach dem Eintritt Italiens in die Reihe unserer Gegner stellten sich nach und nach die Träume wieder ein. Und zwar wiederholte sich in kurzen Abständen immer dieselbe Traumvorstellung in den verschiedensten Abwandlungen. Ich suche mich aus unwiderstehlichem Zwang über die italienische Grenze zu



schleichen und die Orte, an die sich dreißigjährige Erinnerungen heften, wiederzusehen, es gelingt mir auch jedesmal, aber fast immer zu meinem Schaden: ich erlebe aufregende Straßenszenen, an denen sich eine ganze Stadt beteiligt, werde als Deutsche erkannt, verfolgt und irgendwie verraten. Einige Formen dieses völlig typisch gewordenen Traumes habe ich aufgezeichnet:

Ich bin einen unendlich weiten Weg zu Fuße gewandert, und es ist mir gelungen, ungehindert die italienische Grenze zu überschreiten. Jetzt befinde ich mich in Florenz bei der Porta San Giorgio, aber der Weg ist eben, eng und schnurgerade. Die ganze Einwohnerschaft flutet darin feierabendlich und festlich auf und ab. Es scheint mir jetzt die Hauptstraße von Siena zu sein, vollgedrängt von gepuderten Menschen, wie ich sie einmal an einem Feste dort sah. Man lacht, man plaudert, jeder redet mit dem andern und auch mit mir. Niemand scheint die Fremde, die Deutsche, zu wittern. Die altgewohnte Sprache schwirrt mir so vertraut um die Ohren, das Herz wird mir ganz weit, ich denke: Wie gut lebt sich's doch unter diesem heiteren, geselligen Volk. Es ist ohne Sonnenschein wunderbar hell, Dinge und Menschen stehen so leicht und klar in dem seligen Abendlicht, Häuser, Pflastersteine, Mauern, über die Oliven und Zypressen emporkwachsen, alles ohne Schwere. Mitten durch die Straße läuft jetzt eine steinerne Stufe, durch die sich nun doch die Bodensenkung kundgibt, darauf sitzen elegante Damen und Herren mit italienischer Unbefangenheit beisammen, ich mitten unter ihnen. (Beim Erwachen wußte ich den Wortlaut unserer heiteren Gespräche noch.) Ein Offizier in farbiger Friedensuniform steht vor einer Gruppe und spricht laut und ausdrucksvoll in durchaus gerechter und würdiger Weise über den Krieg, er weiß nichts von Völkerhaß; mit einer halben, verbindlichen Wendung gegen mich, erkennt er die edlen Eigenschaften der Deutschen an. Dieser scheint allein von allen etwas gemerkt zu haben. Das Herz hüpfte mir im Leibe über



mein gelungenes Unternehmen. Nachdem ich mich eine ganze Weile an dem heiteren Fest gesonnt habe, kommt es mir plötzlich vor, als sei irgend etwas nicht in Ordnung. Ich werde unruhig, und jetzt fällt mir auch ein, daß ich nicht weiß, wo ich wohne. Ich frage einen neben mir stehenden Herrn, der ein Polizeibeamter zu sein scheint, nach dem Gasthof, er erbietet sich aufs artigste, mich zu führen. Nach wenigen Schritten werde ich in einen Wagen genötigt und fahre mit größter Schnelligkeit durch die Straßen von Florenz, die jetzt wieder die alten sind. Menschen laufen schreiend und schimpfend dem Wagen nach, ihre Gesichter sind von Haß verzerrt, ich erkenne, daß ich in eine Falle gegangen bin. Wir halten vor dem Palazzo Vecchio, ich weiß jetzt, sie wollen mich in das Gelaß hoch oben bringen, wo Savonarola gefangen saß, und mich dann zum Genuß des Pöbels auf der Piazza hinrichten. Man reißt mich aus dem Wagen, ich entspringe und klettere unter furchtbarer Anstrengung, aber sehr geschwind an der Außenmauer des Palazzo Vecchio hinauf, mich an den Quadern anklammernd. Polizisten und Leute aus der Menge klettern nach. Es fällt mir ein, daß in demselben Gelaß vor Zeiten sich der alte Cosimo de' Medici bei einer Staatsumwälzung versteckt hielt. Vielleicht findet sich auch für mich ein Versteck, wenn ich nur erst im Turme bin. Ich klettere gleichzeitig außen und innen. Aber die andern sind ebenso flink, ich höre Lachen, Keuchen, Schreien hinter mir. Jetzt bin ich fast oben, aber sie haben mich schon. Soll ich mich hinabstürzen oder mich ergeben? Da langen die feindlichen Arme mit hartem Griff nach mir, und ich erwache.

\*

Im Januar 1918 wiederholte sich das Grundmotiv in einer andern Form.

Ich muß über lange hölzerne Gänge und Treppen wandern (wahrscheinlich ein Symbol für den deutschen Baustil), steige dann



viele Stufen hinunter, was im Traum die Rückkehr in die Vergangenheit auszudrücken scheint, und plötzlich komme ich unter Steinbauten auf dem florentinischen Pflaster heraus. Eine Menge Straßenbilder huschen vorüber, in denen sich die Erinnerung von Jahrzehnten verdichtet hat, ich suche die Vergangenheit, die ich nicht finden kann, niemand, den ich kannte, ist mehr da. Wie ich von der Porta Romana nach der Via Serragli strebe, werde ich bei der Via Serumidi von Mißtrauischen gestellt, die in mir die Angehörige eines Feindesvolks wittern; es entstehen Aufläufe, wohin ich mich weiterbewege. Alle Erfahrungen, die man während eines Menschenlebens an dem südlichen Volkscharakter machen konnte, gute und schlimme, drängen sich in hochdramatischer Form auf Minuten zusammen. Ich werde von einer Menschengruppe zur andern gezogen, begegne natürlicher Güte und lauerner Tücke und habe am Ende das Gefühl, daß die Menge mit mir spielt wie die Katze mit der Maus, die ihr nicht mehr entinnen kann. Es wird mir angst und wehe, nur fort, fort von dem Unglückspflaster! Man läßt mich los, jagt mir dann wieder nach, und auf einem Außenviale im Grünen werde ich gefaßt und einem Carabiniere übergeben. Dieser hat Mitleid mit mir und drückt mir sein herzliches Bedauern aus, daß man mich gleich als Spionin vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen werde; er könne mir nicht helfen, würde mich aber auch nicht hindern, wenn ich einen Fluchtversuch wagen wolle. Diesen Wink lasse ich mir nicht zweimal geben; während er geflissentlich wegsieht, nehme ich den Weg nach dem Bahnhof, der jetzt vor der Stadt im Grünen liegt. Wie ich renne und renne, verwandelt sich die Ortlichkeit, ich habe wieder Straßen um mich, flüze die Via Panzani entlang, immer mit der Richtung auf den Bahnhof. Da fällt mir ein, daß ich ja keinen Paß besitze. Was soll ich antworten, wenn man mich nach meinen Personalien fragt? Bei der Rückseite von Santa Maria Novella, im Angesicht des rettenden Bahnhofs, der mir doch nicht helfen kann, stockt mein Lauf. Schon ist die



Verfolgung hinter mir her, Begegnende umringen mich, halten mich auf, ich sehe mich verloren. Da spricht eine Stimme vernehmlich in mir selber: Es gibt keine Rettung mehr, jetzt bleibt nichts übrig, als aufwachen! Und ich tat es.

\*

Wiederum habe ich mich in Italien eingeschlichen, und diesmal ist es ganz mühelos gelungen: ich brauchte nur den Fuß über die Grenze zu setzen und befand mich in einem wundervollen, großen, grünen Park, den ich mir in der Nähe des Gardasees gelegen dachte, aber der Park war ganz Italien. Ich setzte mich auf eine Steinbank und genoß den strahlenden Sonnenschein vom tiefblauen Himmel und den Anblick der herrlichen Schattenbäume auf leuchtend grünem Rasen, worin verstreute Blumen wuchsen. Und ich freute mich wieder einmal diebisch, so gut hereingekommen zu sein. Da kam ein Custode und fragte vorwurfsvoll, was ich hier zu tun hätte. Ich bat ihn, mich noch einen Augenblick in der Sonne sitzen zu lassen, dann würde ich von selber wieder gehen, um ihn nicht in Angelegenheiten zu bringen, worauf sich der Mann schweigend zurückzog.

\*

Während des Krieges wurde mir auf Umwegen aus Italien der Tod eines dortigen Freundes mitgeteilt. Näheres war über die Grenzsperrre hinweg nicht zu erfahren, aber vorangegangene Umstände machten die Nachricht sehr glaubhaft. In einer der nächsten Nächte wurde ich im Traum nach dem Ort versetzt, wo sein Haus neben dem meinigen lag. Ich sah, daß alles war wie sonst, dann setzte ich mich vor meinem Hause in den Sand und sah aufs Meer hinaus. Da kam eine befreundete Dame aus einer der Nachbarvillen mich zu begrüßen und beglückwünschte mich, daß ich nun doch wieder da wäre und daß ich Haus und Garten in so schöner Ordnung gefunden hätte. Ich sagte, das sei gut, aber ich



könne mich jetzt über nichts mehr freuen. Oh, antwortete sie schnell und fröhlich, das war ja ein Irrtum, Ihr Freund lebt, und es geht ihm gut, Sie werden ihn gleich sehen.

In der Folge wiederholte sich der Traum noch einmal in anderer Form, und nach einiger Zeit kam über die Schweiz ein Brief des Totgesagten, der sein Wohlergehen meldete.

\*

Im Mai 1918 geträumt:

Ich gehe in der Dämmerung durch eine düstere, mit allerlei Hindernissen verstellte deutsche Straße, die zwischen einer hohen Mauer und einer Reihe unbestimmter alter Baulichkeiten liegt und deren Pflaster zum Teil aufgerissen ist. Da kommt von hinten ein Mann vorüber, in dem ich trotz der heutigen bürgerlichen Tracht und dem abendländischen Gesichtsschnitt augenblicklich Jesus Christus erkenne. Er hat gar keins der herkömmlichen äußeren Merkmale, aber ich fühle mit untrüglicher Gewißheit, daß Er es ist. Er hält seinen Überrock mit einer Hand über der Brust zusammen, und obwohl er es durch keine Bewegung verrät, vielmehr sorgfältig verbirgt, weiß ich doch, daß er eine gräßliche, furchtbar schmerzhafteste Wunde in der Brust trägt, in der alle Wunden des Krieges beisammen sind, und daß er diese Wunde freiwillig übernommen hat. Alles, was ich dabei empfinde, drängt sich in das Wort Pelikan! zusammen, das mir im Munde zittert, aber nicht heraus kann. Im Vorbeigehen streift er mich mit einem einzigen herzzerreißenden Blick, vor dem ich fast vergehe. Ich strebe ihm nach, da tritt er in einen dunklen Hofraum und verschwindet zwischen aufgestautem Gerümpel.

\*

Nach dem Ausbruch der Revolution stellten sich zusammenhängende Träume wieder viel häufiger ein. Bei dem nachstehenden aus dem November 1918, war es zuerst, als sollte mir eine Ge-



schichte erzählt werden, sie wandelte sich aber gleich in Handlung, in deren Mittelpunkt ich selber stand:

Der Erdgeist in Menschengestalt nimmt mich bei der Hand und führt mich blitzschnell an den Rand eines Meeres, das mir nach der Küstenbildung das Tyrrenische zu sein scheint. Dort spricht er: Fürchte dich nicht! und taucht mit mir unter. Ich meine, nun gehe es mit mir zu Ende, aber ich sinke nur bis zur Hüfte ins Wasser und werde auch gar nicht naß dabei. In Eile durchgleiten wir die Meeresräume und erreichen eine steilaufragende Insel, zu der er mit mir hinaufgeht, mich immer noch an der Hand haltend. Auf einer Felsplatte angekommen, von der aus ein ebener Weg ins Land führt, sehe ich auf grüner Erhöhung eine Gruppe dunkel gekleideter Frauen stehen, von denen eine in tiefer Trauer sich auf mich zu bewegt. Ich erkenne eine seit lange verstorbene englische Freundin, die Witwe eines berühmten Deutschen, die uns in Florenz nahe gestanden, und daran sehe ich, daß ich mich jetzt in England befinde. Der Erdgeist ist landeinwärts verschwunden. Ich eile auf sie zu, wir fallen uns in die Arme und weinen beide so laut und heftig, daß ich von der Erschütterung erwache. Noch während des Traumes wurde es mir aber klar, daß eine so leidenschaftliche Gefühläußerung gar nicht zu dem Wesen der warmherzigen, aber äußerlich kühlen und zurückhaltenden Frau paßte.

\*

Ein paar Nächte später hatte ich einen ganz sinnlosen Traum, den ich mit Übergehung einiger persönlicher Einzelheiten hierher setze, weil er bei seiner Abgeschmacktheit doch für die Entstehungsart der Träume und ihre Zusammenhänge mit dem wachen Leben gerade sehr bezeichnend ist.

Ich befinde mich in einem bekannten Münchener Verlagshaus, das aber von diesem nur den Namen hat und mit einem auswärtigen wesensgleich ist, welch letzteres in meiner Vorstellung



außerdem auch noch davon getrennt besteht. Die Räume erinnern jedoch an die einer großen dortigen Zeitung. Ein mir unbekannter schwarzbärtiger Herr, der sich Herr Müller nennt, macht mir eine erwünschte geschäftliche Mitteilung, an der ich jedoch zweifle, weil sie einer früher empfangenen wirklichen Nachricht widerspricht. Ich setze ihm die wahre Sachlage auseinander, er bleibt aber bei seiner Mitteilung und reicht mir zum Beweis ein Schreiben, das, wie ich danach greife, nur noch ein Zettel mit einem Bücherverzeichnis ist. Ich lese ihn und sage: Das sind lauter ganz fremde Buchtitel, die hier verzeichneten Bücher gehen mich gar nichts an. Der Herr ist jedoch bereits in einem Nebenraum verschwunden und läßt mich bitten, nur einen kleinen Augenblick Geduld zu haben, er werde gleich wieder kommen. Ich lasse mich in einem gut eingerichteten Raum an einem runden Tisch zum Gespräch mit fremden Personen nieder, aber aus dem Nebengeläß dringt eine sonderbare, laut und gleichmäßig sprechende Stimme. Ich will sehen, was das sei, und trete in den Raum. Da ist keine Seele. Aus einer großen Wasserwanne aber führt ein Messingrohr nach einer Leitung, und aus diesem Rohr kommt die Stimme, das heißt, das Rohr selber spricht. Ich entferne mich sehr erstaunt und verliere nun die Geduld, noch länger zu warten, was ich dem Herrn sagen lasse. Zugleich besinne ich mich auf den Brief, den ich ihm jetzt schreiben muß, um ihn auf den wirklichen Sachverhalt wegen der Bücher aufmerksam zu machen. Da bemerke ich plötzlich, daß ich im Bette liege und also geträumt haben muß, daß es demnach jenen Herrn überhaupt nicht gibt. Der empfangene Anstoß wirkt aber noch so stark, daß ich zu mir selber sage: Es ist einerlei ob ich träume oder wache. Wichtig ist, daß der Irrtum berichtigt wird. Ich muß dem Herrn doch schreiben, gleichviel ob er lebt oder nicht. (Hartnäckigkeit der Traumvorstellung auch beim Erwachen!) Ich beginne, mir den Wortlaut des Schreibens auszubedenken. Dabei greife ich neben mich, in meine Tasche, wie ich meine, und ziehe zu meiner Überraschung



den knisternden Zettel heraus. Also doch nicht geträumt, sage ich befriedigt zu mir selber. Aber leider ist er nicht mehr klein und weiß wie vorher, sondern groß und gelb. Nun ging mir erst auf, wie mich der Traumkobold hin und her zum besten hatte.

Neben dem Durcheinanderspielen von Wachen und Schlafen ist an diesem Traum auch das Hereinragen der Tagesvorstellungen zu beachten. Die Stimme aus dem Wasserrohr war die Folge einer Bemerkung, die ich desselben Tages über eine ausländische Dame gemacht hatte, daß ihre gutturale Stimme wie aus einer Maschine heraussurre. Die geschäftliche Verhandlung war die verdrehte Fortsetzung einer wirklichen, und der gelbe Zettel war eines der vielen Plakate der neuen Regierung.

\*

Am 29. Dezember 1918 in München morgens, unmittelbar vor dem Erwachen, kam mir ein wahrhaft erschütternder Traum aus der hürnenen Pforte.

Der Anfang war etwas verworren, bevor die eigentliche Absicht sich herauschälte. Ich befand mich zuerst in Florenz in der Nähe der Porta San Frediano, wo ich aus einem hohen alten Omnibus stieg, deren es jetzt keine mehr dort gibt, und mit Freunden aus alter Zeit vom Schicksal nahestehender Personen sprach. Die Zeitereignisse waren im Traum vergessen, aber es schimmerte doch das Bewußtsein durch, daß Schweres geschehen ist, seit man sich nicht mehr gesehen.

Gleich darauf aber bin ich in eine deutsche Landschaft versetzt, fühle mich eine Zeitlang auf einem Pferderücken, dann auf den Füßen. Die Stimmung ist irgendwie unruhig. Da sehe ich einen Reiter, den ich träumend zu kennen glaube, ohne doch eigentlich zu wissen, wer er sei, in schönem schlankem Trab in die Ebene hinausfliegen, und blicke ihm mit Wohlgefallen nach. Plötzlich taucht zur Linken, wie aus dem Boden gewachsen, ein anderer Reiter auf, den ich nach der schlottrigen Art, wie er zu Pferde sitzt,



für einen Matrosen halte. Dieser drängt gegen den ersten Reiter heran und treibt ihn von seinem Wege ab gegen eine sumpfige Niederung hinunter, wo ich beide aus den Augen verliere, denn das große Steingebäude, neben dem ich stehe, hemmt den Blick. Ich wende mich rückwärts, und statt wie zuvor auf einer grünen lachenden Wiese, finde ich mich plötzlich vor einem gewaltigen Strom, breit wie die Isar und tiefgrün, mit jagenden Wellen, worauf Leiche an Leiche vorbeitreibt. Zuerst auf der Mitte des Stromes ein Arbeitsmann, seitwärtsliegend, hemdärmelig, mit graugewürfelter Hose, die wie mit Kalk oder dergleichen beschmiert ist, dann näher vom Ufer ein junger Mann mit feinem Gelehrten- gesicht, spiziger Nase, blondem Haar und gut gekleidet; dieser bewegt noch schwach den linken<sup>1</sup> Arm, wie um das Ufer zu gewinnen, wird aber gleichfalls hilflos vorbeigerissen. Ich stehe selbst auf der linken Flußseite hart am Wasser, das fast in gleicher Höhe mit dem Rasengelände hinschließt, und habe den Eindruck, daß diese alle der wildgewordene Strom vom festen Ufer weggerissen hat. Keine Möglichkeit, irgendwie zu helfen. Zuletzt kommt in gleichem Abstand wie die andern etwas wie ein Kleiderbündel herangetrieben, worauf ein Kopf mit langem, schwimmendem Frauenhaar. Entsetzt erwachte ich, und als ich schon aufgestanden war, blieb ich noch lange im Bann dieses Traumes, der mir eine tiefe Trostlosigkeit hinterließ. Den Eindruck, den ich beim Erwachen gehabt, daß ich den Untergang Deutschlands im Symbol gesehen hätte, konnte ich den ganzen Morgen nicht los werden. Ich bezog damals das Geschaute auf einen zur gleichen Stunde eingetretenen plötzlichen Todesfall, bei dem ein großes Stück edelster deutscher Geisteswelt unterging. Als aber die Rätere- publik mit dem schrecklichen nachfolgenden Blutbad kam, da verstand ich erst den wahren Sinn des Traumes.

<sup>1</sup> Daß in diesem Traume alle Bewegung von links her stattfand, drängte sich mir erst nachträglich auf, als ich den ganzen örtlichen Plan überdachte.



In den Tagen der Räterepublik, als der Druck sehr groß, aber noch kein Blut geflossen war, entließ die bewußte Pforte noch ein vielsagendes Traumbild:

Ich war mit schweren Gedanken eingeschlafen und an einem Angsttraum erwacht. Dann wandte ich mich nach der andern Seite mit der Bitte an den Traumgenius, mir freundliche Bilder zur Vergütung zu schicken. Zunächst wird mein Wunsch erfüllt: ich bin in ländlicher Umgebung und gehe über eine grüne Wiese nach dem Häuschen eines Handwerkers, wo ich eine Bestellung zu machen habe. Statt des gefürchteten mürrischen Empfangs mit nachfolgender Ablehnung finde ich den größten Eifer, mich recht gut zu bedienen. Der Mann läßt es sich in einer scherzhaften Übertreibung seiner Ergebenheit nicht nehmen, mich noch seine schmale Holztreppe herunter und über die Wiese nach einem Nachbarhaus zu begleiten, wo ich Besuch machen will. Erleichterten Sinnes steige ich dort ein paar hölzerne Stufen zu einer Veranda hinauf, wo eine Anzahl Menschen gesellig beisammen sind. Erst wie ich schon oben bin, nur noch durch eine niedrige Gittertür von den Anwesenden getrennt, bemerke ich, daß auf dem Holzgeländer zwischen mutwilligen jungen Leuten beiderlei Geschlechts ein gewaltiger Bär in aufrechter menschlicher Haltung sitzt und von den andern wie ihresgleichen behandelt wird. Das Ungetüm scheint gut gelaunt: es wendet auch mir seine ungeheure Fresse zu, wobei es wie scherzend eine seine Riesenpranken erhebt. Ich sage mir bestürzt: Welche Unvernunft von den jungen Leuten, daß sie das starke Tier losgebunden haben, es kann ja Unheil anrichten, auch ohne es zu wollen. Gleich darauf durchzuckt mich das Bewußtsein, daß ich den freigelassenen Bären heute schon zum zweitenmal sehe, was der Traumgeist alsbald berichtet: Es ist sogar schon das drittemal. Über der Bemühung, mich deutlicher zu erinnern, erwache ich. Es war dies einer der Fälle, wo der Geist sich ein Symbol hinstellt, das er selbst mit dem Verstande zunächst nicht durchschaut, seinem eigenen Scharfsinn also



gleichsam ein Rebus aufgibt. Der meinige versagte vorerst ganz: noch beim Niederschreiben ging mir die symbolische Bedeutung des Bären nicht auf, so nahe sie lag. Die bildhafte Erscheinung des Untiers mit dem graugelben Rücken, der weißen Brust und der gewaltigen, mir zugewandten Schnauze wirkte so überwältigend plastisch, daß ich nicht dazu kam, nach dem gedanklichen Sinne zu fragen. Erst Wochen später beim Wiederlesen sah ich mit plötzlicher Klarheit, daß der losgebundene Bär, das Ruffentier, mit dem die unvorsichtigen jungen Leute spielten, nichts anderes war als der Bolschewismus. Und abermals verging einige Zeit, bis ich auch verstand, daß die rückblickende Verdoppelung und Verdreifachung der Bärenerscheinung auf die drei nacheinander erlebten Münchner Revolutionen deutete.

\*

Gleichfalls im April 1919 hatte ich ein sonderbares nächtliches Erlebnis, das man nicht sowohl einen Traum nennen kann als ein Gesicht. Ich hatte nach dem Fenster gewendet geschlafen, erwachte inmitten der Nacht und kehrte mich nach der andern Seite. Da stand — ich traute meinen Augen nicht — hart neben meinem freistehenden Bett ein etwa mannhohes Bäumchen. Ich sah aber gleich, daß es kein wirkliches Bäumchen war, sondern ein Baumphantom, denn es war völlig körperlos, zweidimensional, die Blätter hatten die erstaunlichen Formen der Eisblumen, es gab große und kleine, lanzettförmige, fiederschnittige, palmettenartige. Ihre Farbe erschien in der Dämmerung des Raumes silbrig weiß, aber matt vor Durchsichtigkeit. Ich suchte das Bild aus den Augen wegzuwischen, es blieb, ich drehte mich ab und dann wieder zurück, es stand noch immer da. Die Hand danach auszustrecken wagte ich nicht, dafür war es zu geisterhaft. Zuletzt kehrte ich mich ganz nach dem Fenster, und erst nach einer langen, langen Weile, als ich mich langsam wieder zurückwandte, war es verschwunden. Ich untersuchte später, ob nicht etwa ein Baum-



schatten aus den gegenüberliegenden Gärten habe ins Zimmer fallen können, aber das war der Stellung des Bäumchens nach unmöglich, das ja frei im Raume stand, nicht wie ein Schattenriß auf einem Hintergrund, auch an Farbe heller war als seine Umgebung. Zudem trugen die Bäume bei uns um jene Zeit noch gar kein Laubwerk. Gleich darauf kam noch einmal ein starker Schneefall, da standen sie wieder alle im Silbergewand. Hatte das Baumgespenstchen mit seinem Silberschein mir das anzeigen wollen?

Eine ähnliche, mich nur viel näher berührende Vision hatte ich einmal in früher Jugend gehabt, als ich plötzlich, bei Nacht erwachend, in nächster Nähe mein eigenes Gesicht, von zartem silbergrauem Schleier umgeben, vor mir sah. Keine Teufelsfrage hätte mir ein tieferes Grauen einflößen können. Unter meiner angstvollen Bemühung, das Bild aus den Augen zu wischen, verzerrten sich die Züge wie von einer namenlosen Qual, bis sie endlich, endlich verlöschten; ich brauchte danach noch Stunden, um mich wieder zu fassen.

\*

In den Mätemonat April fällt noch die ergögliche Einwirkung eines Traumes auf einen fremden Traum. Ich erwachte eines Morgens mit dem unsinnigen und grundtrivialen Bierzeiler auf den Lippen:

Es heißt, die Hammelkeule  
Sprach auch ein gewichtiges Wort,  
Ich weiß nicht, war es die Eule?  
Oder nahm er sie mit sich fort?

Daß die alberne Eingebung auf den unter der Mäterepublik immer fühlbareren Nahrungsmangel zurückging, lag auf der Hand, sonst aber konnte ich bei aller Übung in der Traumdeutung kein Licht hineinbringen. Als ich jedoch am Abend einem mich besuchenden



Jugendfreund den geträumten Blödsinn erzählte, fiel mir unter dem Reden ein, ob nicht die Eule vielleicht eine Verwechslung mit den speiseraubenden Harpyien in Shakespeares ‚Sturm‘ sei, und ob der rätselhafte ‚er‘, der den wünschenswerten Gegenstand mit sich nahm, wohl gar der Beschlagnahmekommission angehöre, die damals den Vorratskammern — ich besaß freilich keine — gefährlich wurden. So glitt das Gespräch auf die politische Lage hinüber, ich erinnerte den Besucher an eine Bemerkung, die er einmal in früher Jugend gemacht: man sollte nie über Politik streiten, da man ja doch jeden Augenblick eine andere Ansicht habe, und ich bekannte ihm, daß ich angesichts der unendlichen Vielseitigkeit der Dinge jenen Ausspruch gar nicht mehr so spaßhaft finden könne wie damals.

Und nun träumte ihm in der folgenden Nacht, er sitze in einem Flugzeug und fahre hoch über München hin. Zuerst schien ihm der Flugzeugführer der bekannte Sturzflieger Pégoud zu sein, den wir kurz vor Ausbruch des Kriegs zusammen gesehen hatten, dann war es ein deutscher Fliegeroffizier unserer Bekanntschaft. Der Flug beglückte den Träumer sehr, aber plötzlich fiel ihm ein, daß er in Starnberg, seinem Arbeitsfeld, erwartet sei. Er wünschte dringend zu landen, durfte aber nicht, bis er sich durch einen Vers gelöst hätte. Nun gab der Traum ihm ein:

Wie sehr ich auch dem Weltall staune,  
Erschein' ich doch nicht als Alraune,  
Rein, flatternd vor Inkonsequenz,  
Asmodihast, als Peter Squenz.

Ihm selber schien der Vers vollkommen sinnlos, als er ihn mir andern Tages erzählte, wieder ein Beispiel, wie der Geist das Rätsel, womit er sich selber neckt, nicht lösen kann. Dagegen konnte ich mit Leichtigkeit darin die Fortsetzung unserer Unterhaltung erkennen:

Wie sehr ich auch von der Mannigfaltigkeit des Ganzen über-



wältigt stehe, bin ich darum doch kein Zwerg. Das ‚flatternd vor Inkonsequenz‘ ist eine heitere Vermengung des politischen Gesprächs mit dem Gefühle des Traumflugs. Im Peter Squenz spielt dann der Hinweis auf Shakespeare wieder herein.

Ich werde später noch eine Reihe merkwürdiger Träume erzählen, die mir derselbe Freund zur Verfügung gestellt hat.

\*

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juni 1919 in München geträumt:

Ich war in ein Geisterland geraten und wurde von Gespenstern oder Dämonen verfolgt und bekämpft. Dabei spürte ich wohl ein Grauen, aber keine eigentliche Angst, ich rang mit ihnen und fühlte mich fähig, sie von innen heraus zu überwinden. Eine Gestalt war darunter, die mir als die einer geliebten Toten erschien. Ich umschlang sie, da war sie so hoch, daß ich sie oberhalb der Knie fassen mußte, um sie festzuhalten. Aber auch sie erzeugte sich nicht freundlich, daß ich zweifeln mußte, ob sie es sei oder ob ein fremder Geist ihre Maske geborgt habe. Sie wand und bäumte sich in meinen Armen und schlug oben nach allen Seiten gleichzeitig wie eine Garbe auseinander. Darauf fand ich mich halb erwacht im Bett mit starkem Schmerzgefühl, wußte aber nicht recht, wo. Ich wollte meinen Kopf, der mir wie von langen Stichen durchbohrt und ganz verrückt schien, mit beiden Händen fassen, da wurden diese von zwei Geisterhänden, die aus dem Leeren kamen, ergriffen und mit unwiderstehlicher Gewalt niedergehalten. Ich mußte mich nach einem kurzen Versuch des Widerstands völlig ergeben, erkannte das als wohlthätig und fiel sogleich in traumlosen Schlaf, aus dem ich am Morgen gesund erwachte. Das eigene war, daß ich diese Geisterhände, deren Form deutlich zu erkennen war, nach der ersten Bestürzung nicht als fremde empfand, sondern als nah verwandte, vielleicht gar als die geistigen Doppelgänger meiner eigenen. Es war fast, als stünde ich in der



Hut meines eigenen höheren Ichs, das irgendwoher die Macht erhalten hätte, mir zu Hilfe zu kommen.

\*

Ein Traum aus dem Juli 1919:

Ich bin im Freien unter einer aufgeregten Volksversammlung, es geht drunter und drüber. Da sehe ich eine grelle Gestalt von riesenhafter Länge, der alle Platz machen, durch das Gewühl herschreiten, ihre Bewegungen sind hölzern, auf dem langen schmalen Kopf sitzt eine spitzige Mütze. Der harlekinsmäßige Anzug ist aus lauter schreiendroten Drachenschuppen zusammengesetzt, ich meine, es müsse an jeder ein Glöckchen hängen, sehe sie aber nicht. Die Züge kann ich nicht erkennen, sie sind gar so hoch oben, ich weiß jedoch ganz genau: Diesen habe ich schon einmal gesehen, nur war er damals ein völlig anderer, er sah menschlich und gut aus, war auch viel kleiner. Jemand raunt mir zu: Er heißt Herr Friedensstifter. Das klingt mir schauerlich, ungefähr wie der Herr Losspanner aus den Kinderträumen meiner Mutter. Ich entdecke plötzlich, daß er eine Verbindung von Hampelmann und Menschenfresser ist, und vor Schreck erwache ich, habe aber die deutliche Vorstellung, den Präsidenten Wilson gesehen zu haben.

Die Drachenschuppen fand ich des andern Morgens in einem oft gesehenen, aber nie beachteten Ziegeldach meinem Fenster gegenüber wieder.

\*

Ich gebe jetzt im Anhang einige bedeutsame fremde Träume wieder, wie sie mir erzählt wurden.



---

## Fremde Träume

Einem Freunde, der ein sehr lebhaftes Traumleben führt, verdanke ich folgende Träume.

Er litt eines Nachts an unerträglichem Zahnschmerz, konnte keine Ruhe finden, fiel aber doch in eine Art Halbschlaf. Da hörte er kräftig an die Wand klopfen. Als bald war er sich darüber klar, daß zwischen Petersburg, wo er sich befand, und Florenz, dem Wohnsitz meiner Mutter, eine telephonische Verbindung bestand, und daß sie es war, die ihm rufe. (Es muß zur Erklärung eingeschaltet werden, daß die geistig und ethisch außerordentlich hochstehende Frau, die sich viel mit Philosophie beschäftigte, auf ihn in seiner Jugend einen starken bildenden Einfluß ausgeübt hatte, und daß sie auch in späteren Jahren sich brieflich mit ihm über philosophische Fragen unterhielt.) Er antwortete also auf den Anruf, sagte ihr, daß er furchtbare Schmerzen habe, und vernahm nun deutlich ihre Stimme: Ja, weißt du denn nicht, daß der Mensch nicht nur Leib ist, sondern auch Seele? Du mußt dich mit deiner Seele über den Leib erheben, dann kannst du über die Schmerzen lachen. Der Kranke versuchte das Mittel, er stellte sich mit der größten Lebhaftigkeit vor, daß er von seinem Körper getrennt vorhanden sei und daß ihn dessen Leiden nichts angehe. Als bald erschien es ihm, als schwebe er geistweise, körperlos, aber doch etwa in der Gestalt einer Taube über dem Bett und sehe darin seinen Körper, der ihm ganz gleichgültig und verächtlich geworden war, in Gestalt einer langen roten Siegellackstange liegen. Und nun genoß er schmerzlos ein unendliches Wohlbehagen, wobei er zugleich mit Hohn und Verachtung auf den elenden Wurm von



Siegellackleib herunter sah, der sich in Qualen wand und krümmte. Er hatte bloß die eine Besorgnis: Wenn ich nur nicht wieder eins werden muß mit dem erbärmlichen Ding da unten.

\*

Um die Zeit, wo er als Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Petersburg die Examina in neuer, mittelalterlicher und antiker Geschichte abzunehmen hatte, träumte er folgendermaßen:

Zuerst spazierte er durch die Straßen einer mittelalterlichen Stadt, die an Nürnberg erinnerte. Da war ein aufgeregtes Gedränge, Menschen rannten hintereinander her, und plötzlich scheint es, als gelte die Jagd ihm. Einer ist ihm schon auf den Fersen und streckt ein Fangeisen nach seinem Hals, wie er vor langer Zeit in der Nürnberger Folterkammer eins als Werkzeug zur Menschenjagd gesehen hatte. Er rennt den Burgberg hinauf, zum Schloßhof hinein, flüchtet sich in den Turm und mit einem Satz über den Rand des tiefen Ziehbrunnens in den großen Eimer hinein, der sich alsbald mit ihm senkt. Gleichzeitig saust auch schon die Lanze des Verfolgers über seinen Kopf hinweg, aber er weiß sich völlig geborgen. Der Eimer sinkt in die Tiefe, unten wird es hell, er tritt heraus auf eine wundervolle Waldlichtung, und das erlebte Schrecknis ist weggewischt. Mitten im Grünen steht ein Blockhaus, worauf ein Pferdeschädel, derbe Kinder mit nackten Beinen spielen davor, die einen stochern in einem Ameisenhaufen, andere treiben sich johlend mit einem Schwein herum. Der Wanderer sieht noch im Vorübergehen, wie ein mächtiges Germanenweib, hochbusig, mit nackten Armen aus der Hütte tritt und die Kinder packt, um sie wegzuholen. Dann hört er Pferdegetrappel, Reiter mit auf dem Wirbel zusammengebundenem Haarschopf kommen vorüber, anfangs betrachtet er sie mit Vergnügen, aber es werden ihrer immer mehr, sie schreien ihm in einer Sprache zu, die er als gotisch erkennt, er merkt plötzlich, daß er wieder verfolgt ist, fängt aufs neue zu laufen an, rennt und rennt eine Waldschlucht hin-



unter, bis er an ein Törrchen kommt, und stürzt hinaus mit der Gewißheit, daß ihm hier niemand mehr folgen kann. Er findet sich auf einer schön gepflasterten antiken Straße zwischen wohlgeordneten Gräberreihen, die in eine römische oder großgriechische Stadt führt. Vornehm gesittete Reiter auf edlen Rossen kommen ihm entgegen, er betritt die Stadt, sieht die Inschriften an den Häusern, gerät auf den Markt mitten in eine Volksversammlung. Herrliche Cäsarenköpfe, wallende Togen tauchen auf, eine besonders gebietende Gestalt besteigt die Rednerbühne, aber gleich entsteht wieder ein Lärm, die schöne Ordnung wandelt sich abermals in Aufruhr. Der Träumer fühlt schon beklommen, daß sich die Dinge aufs neue gegen ihn zuspitzen wollen, aber ehe es so weit kommt, wird er durch einen Klingelzug von außen geweckt.

Es waren die verschiedenen Zeitabschnitte, in denen in dieser Woche geprüft worden war; die Examensnöte der Schüler hatten sich in eine Verfolgung des Lehrers verwandelt.

\*

Der nachstehende Traum hat eine Vorgeschichte:

Bierzehnjährig machte er mit seinem Bruder eine Fußreise im Schwarzwald und wurde auf einer Kist in dem kleinen Pfarrdorf D. nach patriarchalischer Sitte im Pfarrhaus gastlich aufgenommen, woselbst er eine Stunde mit dem gleichaltrigen Töchterlein, einem zarten, hektisch aussehenden Geschöpf, im Garten zubrachte. Sie erzählten sich gegenseitig in kameradschaftlicher Weise aus ihrem Leben. Dann wanderte er mit dem Bruder weiter, und das kleine Begebnis versank bald in seiner Erinnerung. Zwanzig Jahre später träumte er in Rußland folgendermaßen:

Er befand sich in einem menschengefüllten Saale, wo anscheinend eine Vorstellung oder etwas ähnliches erwartet wurde. Zunächst geschah nichts. Nur eine gewisse Feierlichkeit lag im Raum, die durch das lange Warten allmählich auf Übernatürliches vor-



bereitete. Die Gesichter starrten nach einem Eingang, der hinter dem Podium lag. Da öffnet sich die Thür, langsam tritt ein junges Mädchen heraus und schreitet die Treppe herunter in den Saal. Sie ist weiß gekleidet und scheint ihm bekannt, aber er weiß nicht, wer sie ist. An Stelle der Augen hat sie von tief innen heraus ein phosphorisches Glimmern, das ihm jetzt auch an den andern auffällt. Sie spricht da und dort ein paar Worte mit den Anwesenden, dabei spürt er deutlich die Bewegung ihres Näherkommens und daß es ihm gilt. Er weiß auch: das ist eine Tote, und die andern sind gleichfalls tot, er ist in eine Totenversammlung geraten. Endlich steht sie neben ihm. Du weißt doch, daß ich um deinetwillen hier bin, sagt sie ihm. — Ja, aber wer bist du denn? — Kennst du mich nicht mehr? Ich bin doch das Pfarrtöchterlein aus D. Weißt du nicht mehr, wie wir im Garten zusammen waren? — Freilich, jetzt ist mir alles wieder klar. — Ich habe dir etwas mitzuteilen. Du siehst, daß ich tot bin, bald nach unserer Begegnung bin ich an der Schwindsucht gestorben. Wir leben da oben in wunderbarer Harmonie und Seligkeit. Und jetzt bin ich gekommen, dir die glückliche Botschaft zu bringen, daß du in drei Tagen sterben und mit uns wohnen darfst. Eine namenlose Glücksempfindung erfüllte ihn bei diesen Worten. Sie sagte noch: Vergiß nicht, in drei Tagen! Damit ging sie langsam über das Podium wieder hinaus und winkte ihm noch einmal vielsagend von der Thür zurück.

Der Eindruck des Traumes war so stark, daß der Schläfer am Morgen aufstand mit der beseligenden Gewißheit, daß er in drei Tagen tot und bei jenen Glücklichen sein werde. Es schien ihm nutzlos, sich noch irgendwie mit dem Leben zu befassen, und nur aus Pflichtgefühl und weil er doch sein Wegbleiben bei vollkommener körperlicher Gesundheit nicht hätte erklären können, zwang er sich mit äußerster Selbstüberwindung, sein Lehramt in diesen drei Tagen noch auszuüben. Daneben ordnete er alles Zeitliche, in der felsenfesten Gewißheit, vor Ablauf des dritten Tages,



dem er mit seliger Spannung entgegensah, zu sterben. Erst als die genannte Frist verstrichen war, überzeugte er sich, daß ihn ein Traum getäuscht hatte. (Eine spätere Nachforschung ergab, daß jenes Pfarrtöchterlein wirklich bald nach der Begegnung an Schwindsucht gestorben war.)

\*

Als Fünfzehnjähriger mußte er sich wegen eines Geschwürs den Finger aufschneiden lassen. Er wehrte sich gegen die Markose, bis er die Kraft verlor, dann fühlte er sich immer mehr schrumpfen bis auf einen Zwetschgenstein. Sein Ich stand außerhalb und sah den Zwetschgenstein auf- und abblitzen über die ganze Welt. Möglich ist er im Stein wieder drin, dieser pläzt mit einem Knall, und er hat das Bewußtsein verloren. Dann findet er sich in einem entzückenden Schweizer Tal. Er sieht schneeweiße Lämmer mit rosa Bändern und Glöckchen um den Hals. Reizend gepuzte Schäfer und Schäferinnen führen nach einer wonnevollen Musik Tänze auf. Aber mit einemmal ist das Waldtal nicht mehr frei, sondern von Berghängen eingeengt, an denen Wasserfälle herabstürzen. Wie er sich nähert, springt ein Strahl heraus, ihm über das Gesicht, und er hört den Doktor sagen: So, jetzt ist alles fertig. Das Wasser hatte ihm dieser ins Gesicht gespritzt.

\*

Im Jahr 1894 lag er influenzakrank in Petersburg, meinte aber sich mit diesem Zustand ganz einsam in einem kleinen Landwirts- haus in irgendeinem russischen Provinzstädtchen zu befinden. Während er sich sehr unglücklich fühlte über seine Vereinsamung, ging die Türe auf, und eintrat eine sehr feine, sehr sittige baltische Dame, die Gattin eines Kollegen, mit der er fünfzehn Jahre früher im Baltenland viel verkehrt hatte. Ich wußte, daß Sie hier krank liegen, und kam, um Sie zu trösten und zu unterhalten, sagte sie, und der Träumer wunderte sich nicht wenig über diese



Zuvorkommenheit, denn er hatte die Dame stets als außerordentlich steif und prüde gekannt. Nun schauen Sie mich einmal an, Sie werden Ihre Freude haben. Sie streckte sich kerzengerade und wurde zu einer Art Stange, wobei doch die zarten weiblichen Formen noch unter einem glatt herabwallenden Gewand erkennbar blieben. Vom Becken aus verwandelte sich ihr Leib in eine runde Scheibe mit metallischem Rand und farbenprächtigen Kreisen. Und nun begann sie sich blitzschnell um sich selbst zu drehen, wobei die Farben der Scheibe wunderbar durcheinanderschillerten und merkwürdige kaleidoskopartige Mosaiken erscheinen ließen. Oberhalb der Scheibe stand aber immer der feine, ernst lächelnde Frauentopf. Als das Stück abgespielt war, blieb sie mit einem Ruck stehen, und nun begann ein neues. Sie streckte die Arme aus, die sich alsbald in entzückende bunte Schmetterlingsflügel verwandelten, wie der ganze Leib in einen Schmetterlingsleib, das Schmetterlingsköpfschen ließ dabei immer noch die Linien des wirklichen Kopfes erkennen. Und nun dasselbe Kreiseldrehen wie zuvor. Danach folgten noch andere Darbietungen derselben Art. Wie sie dann fertig ist, reckt sie sich noch höher, der Leib wird ganz lang und hager, das Gesicht hexenhaft, ein grauer Mantel hängt um sie her, sie streckt lange Arme mit gekrallten Fingern gegen ihn aus und kommt drohend auf ihn zu. In der Angst umherblickend, meint er zwei große Kartoffeln auf dem Nachttisch zu sehen, er nimmt eine in die Hand und ruft: Geh fort, Gespenst, sonst werf' ich dir die Kartoffel an den Kopf. Da ist die Graue verschwunden, an ihrer Stelle steht die feine Dame wieder da, wie sie eingetreten war, und sagt: Aber das ist nicht kavaliermäßig, nach einer Dame mit Kartoffeln werfen.

Dieser Traum war unbewusste Anknüpfung an einen früheren aus einer Zeit, wo der Träumer an Gelbsucht krank in einem fremden Schlosse lag und die ganze Nacht hindurch von Verwandlungen reizender Gegenstände in schreckbringende gequält war. Es gab aber noch ein wunderliches Nachspiel. Am Morgen,



als der Patient sich gebessert fühlte und aufstand, erzählte er seiner gleichfalls an Influenza erkrankten Frau das Vorkommnis mit der vermeinten Kartoffel und warum er so laut geschrien hatte. Am Abend wollte eine befreundete Dame die Kranke besuchen und trat allein in deren Zimmer. Aber sie kam gleich entsetzt wieder heraus und sagte zu dem Hausherrn: Ihre Gemahlin ist schwer krank, sie hat mich für ein Gespenst angesehen und gedroht, mir eine Kartoffel an den Kopf zu werfen.

\*

Im April 1919 träumte ihm in München, er befinde sich in einer ihm unbekanntem deutschen Stadt. Er ging durch viele Straßen und trat in ein Haus, in dessen erstem Stock er einen ehemaligen Freund aus den sechziger Jahren, den vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen französischen Sozialistenführer E. B. als Kriegsgefangenen fand. Dieser war jung, wie er es damals in ihrer gemeinsamen Universitätszeit gewesen, und sehr verschönert. Der Träumer, der gleichfalls wieder jung war, fragte ihn, wie es komme, daß er noch hier als Gefangener zurückgehalten werde, da doch schon lange Waffenstillstand sei. Jener erklärte, es gehe ihm vortrefflich und er wünsche keinen Wechsel. Der Träumer fragte nun, ob es wohl einem Deutschen in französischer Gefangenschaft ebensogut gehen würde, worauf B. antwortete: Wenn er unter uns Sozialisten gerät, dann ja, aber bei den Bourgeois möchte ich es ihm nicht raten. Danach wechselte der Traum. Der Träumer befand sich zwar noch in demselben Raume, aber er hatte das Vorspiel vergessen, vielmehr schien es ihm jetzt, daß er selber in Frankreich gefangen sei. Er stieg viele Treppen empor, um sich zu flüchten, geriet oben in einen großen leeren Saal, der eine Kirche war, kroch unter den Kirchenstühlen herum, bis er endlich in einem oberen Fenster ein Türchen entdeckte, kletterte dachartig hinaus und befand sich nun im Freien vor dem Gebäude. Er ging durch die französische Stadt, wobei er einige



Sorge wegen des mangelnden Passes hatte, sich aber mit dem Bewußtsein tröstete, daß er ja den Ausweis für die Münchner Bibliothek besaß. Da er Hunger fühlte, trat er in ein Speisehaus, hatte auch gleich ein Essen vor sich, war nun aber bestürzt darüber, weil ihm einfiel, daß er kein französisches Geld bei sich hatte. Er zog seine Börse heraus, in der er all die bayrischen Scheine und Eisenmünzen sah, die er Tags zuvor in wachem Zustand hineingesteckt, und sagte sich, daß diese ihn ja verraten müßten. Nichtsdestoweniger ließ er sich in eine Unterhaltung mit den Anwesenden ein, wobei er ein fließendes und tadellos reines Französisch sprach, so daß niemand den Deutschen erkannte. Dem Kellner schob er rasch mit den Worten: *Trois francs, cinq centimes* einen seiner bayrischen Scheine hin und verließ den Raum, ohne verfolgt zu werden. Vor ihm lag eine schöne breite Straße, die sich nach unten perspektivisch verengte und die durch ein Tor abgeschlossen war. Diese ging er hinunter, aber sie wurde enger und enger, und als er die Pforte erreichte, war die Öffnung winzig, nur noch soweit wie eine gehöhlte Hand. Eben hatte er noch einen Wagen durchfahren sehen, aber als die Pferde das Loch erreichten, hatten sie die Größe von Flöhen. Unter der qualvollen Bemühung, mit seinem Taschenmesser den Ausgang zu erweitern, erwachte er an einem Klingelzug.

\*

Ein anderer Traum versetzte ihn mitten ins Alte Testament: er fand sich mit Abraham auf einer Bank vor dessen Hütte, während der kleine Isaak, ein Junge mit semitisch-spitzigem Schädelbau und blitzenden Zähnen, auf der Schwelle an einem übergroßen Butterbrot kaute; eine wundervolle grüne Landschaft leuchtete ringsumher, von weidenden Herden, schaffenden Mägden und Knechten belebt. Aber der Erzwater, eine mächtige Gestalt mit langem weißem Bart, war sehr erregt: ein kleiner Stadtfürst aus der Nachbarschaft hatte ihn beleidigt, worüber er sich nicht



beruhigen konnte. Er sagte: Wenn auch der Name Abraham gewiß eine friedliche Gesinnung verbürgt, so hab' ich doch nicht die Absicht, mir alles gefallen zu lassen; dieser Heide, dieser Kanaaniter soll mir büßen. Und die alte Sara, die im Hintergrund wirtschastete, mummelte mit zahnlosem Mund gleichfalls Berwünschungen, indes Isaak weitermampfte. Der Träumer sagte sich: Hier bin ich ja mitten in einer mir wohlbekannten Bibelfzene, aber er konnte sich nicht erinnern, wo die Stelle sich finde, und über diesem Bemühen erwacht er. Doch die Sache läßt ihm keine Ruhe, und da der Traum sich schon verwischen will, schließt er noch einmal die Augen mit dem Wunsch, die alte Gewißheit des Vorgangs wieder zu erlangen. Er träumt auch sogleich wieder dasselbe: er sitzt auf derselben Stelle und befindet sich in derselben Lage, die er in ihrem Verhältnis zur Bibel geklärt wissen möchte, glaubt aber aufs neue, es sei eine ganz bekannte Sache, die er nur zu seinem Verdruß nicht wiederfinde.

\*

Zu einer Zeit, wo er sich angestrengt auf Geographieunterricht vorzubereiten hatte, träumte er einmal, daß sein zu unendlicher Größe gewachsener, lang ausgestreckter, ganz von bebendem Leben durchpulster Körper *Euro pa* sei, die Knochen und Rippen fühlte er als Alpen und Pyrenäen, die Ströme flossen in seinen Adern, er konnte den Lauf des Rheins verfolgen, besonders aber zog mächtig und groß die Donau durch die ganze Länge seines Leibes.

\*

Herr B., ein jetzt seit lange verstorbener Schulmann, der im täglichen Leben nicht stark von der Phantasie behelligt war, hatte einmal während der Gesichtsröze im Fieberdelirium einen eigentümlichen kosmischen Traum. Es schien ihm, er sitze in einem kastenartigen Fahrzeug (von Flugschiff und Flugzeug wußte man um jene Zeit noch nichts) und fause mit ungeheurer Schnelligkeit



durch den Weltraum, um dem Entstehen einer neuen Erde beizuwohnen. Ein Ausschuß, dem mehrere Gesandtschaftsattachés angehörten, war berufen, dafür zu sorgen, daß bei der neuen Erde der Unterschied zwischen dem Kalender und der Stellung der Sonne zum Tierkreis beseitigt werde. Der Träumer empfand eine hohe Freude, einem so wichtigen Vorgang beizuwohnen, und tauschte mit einem ihm im Weltraume begegnenden Luftschiffer eilige Glückwünsche aus. Endlich zerplatzt das Weltei, um das alle wartend herumstehen, ein langer Stengel schießt heraus und — o weh, mißlungen! Eine mathematische Formel war falsch, der Ausgleich war nicht eingetreten, und Herr B. hörte noch, während ihn sein Flugzeug wieder umschloß und weitertrug, die Klage, daß man nun wieder Tausende von Jahren warten müsse, bis abermals eine neue Erde entstehe.

\*

Zum Schlusse gebe ich noch einen Traum, den mir eine geistreiche Dame aus ihrer Jugend mitgeteilt hat und den man ebenso nach seinem seelischen Gehalt wie nach seiner poesievollen Symbolik einen wahren Mustertraum nennen kann.

Sie hatte sich, alleinstehend, durch das Gefühl der Vereinsamung bewegen lassen, einem Herrn, für den sie nicht tiefer empfand, ihr Jawort zu geben. In der Nacht träumte ihr, sie liege in einem hohen durchleuchteten Kuppelsaal im offenen Sarge, ganz von Binden wie eine Mumie umwickelt, und sie besann sich allmählich, daß es der Verlobte gewesen, der sie so umschnürt und in den Sarg gelegt hatte. Dieser stand, Wache haltend, zu ihrer Rechten im Saale. Da ertönten von der Linken her himmlische Klänge wie Sphärenmusik. An ihrer Seite saß ihre längst verstorbene Mutter mit der Harfe, nach gewohnter Art tief in das Instrument versunken, und griff, durchglüht von Andacht, in die Saiten. Bei den wunderbaren Tönen lockerten sich die Binden, die sie unbeweglich gehalten hatten, und begannen sich mehr und



mehr zu lösen. Endlich stand die Mutter auf, beugte sich über sie, nahm ihr den Rest der Binden vollends ab, Mutter und Tochter schlossen sich mit leidenschaftlicher Freude in die Arme, wobei die Träumerin doch die Berührung nicht spürte, und ein Gefühl unendlicher Befreiung war in ihr.

Von diesem Wink ergriffen, schrieb sie gleich des andern Tags an den Verlobten und löste die ungeliebte Fessel.

---